Gottl. Wilh. Rabeners

Satiren.

Mit Kupfern.

Sechster Theil.

Bern,
gedruckt bey Wittib Wagner.

Verlegts Beat Ludwig Walthard. 1766.

Vorbericht
zum vierten Theil der deutschen Ausgabe.

Ich wage es endlich, den vierten und zugleich den letzten Theil meiner satirischen Schriften herauszugeben. Eine für mich wichtige Veränderung in meinem Amte, und die dadurch verdoppelte Arbeit, sind zum Theil Ursache gewesen, daß ich mich seit drey Jahren eines Versprechens nicht habe entledigen können, an welches mich, wo nicht das Puplicum, doch wenigstens mein Verleger fleißig genug erinnert hat. Aber in der That ist mein Amt nur zum Theil Ursache an diesem Aufschube gewesen; ich habe noch weit wichtigere Verhinderungen gehabt. Für die meisten Au-

toren ist der Beyfall der Leser die stärkste Reizung, daß sie muthig, und viel schreiben: Darf ich es wohl gestehen, daß eben dieser Beyfall die wichtigste Ursache ist, warum ich seit drey Jahren mich nicht habe entschliessen können, den vierten Theil meiner Schriften zu liefern? Die ersten drey Theile haben das Glück gehabt, in Deutschland ihre Freunde, und auch bey Ausländern Leser zu finden. Man ist endlich, auf meine ungeheuchelten Vorstellungen, so billig gewesen, an mehrern Orten zu glauben, daß wirklich ein unendlicher Unterschied zwischen einer Satire und einem Pasquille seye: daß man die Fehler der Menschen lächerlich machen könne, ohne einen Menschen selbst lächerlich zu machen; daß man als Satirenschreiber spotten, und doch mit redlichem Herzen ein Menschenfreund seyn könne. Ja, die Gütigkeit meiner Leser ist noch weiter gegangen: Man hat die Fehler in verschiedenen Ausarbeitungen übersehen, wel-

che vor den Augen der Kritik nicht verborgen bleiben konnten. Männer von Einsicht haben mir diese Fehler verziehen, und nur diejenigen Stellen angezeigt, welche ihren Beyfall erlangten: Wie viel Ursache hatte ich, darüber vergnügt zu seyn! Andere Männer, die zwar auch Einsicht genug besassen, aber nur meine Freunde nicht seyn wollten, haben ganz davon geschwiegen: Konnte ich mir wohl etwas mehr wünschen! Und dennoch sind alle diese vortheilhaften Umstände die wahre Ursache, daß ich itzo, so ein alter Autor ich auch bin, mich dennoch ganz schüchtern unter das Publicum wage. Wie viel Achtung bin ich der Nachsicht meiner Leser schuldig! Wie viel Ursache habe ich, alles zu vermeiden, was ihnen anstößig seyn kann, um diese verzeihende Nachsicht nicht zu verliehren! Wie sorgfältig muß ich alle meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen, und um mich wieder einen Vorwurf sicher zu stellen,

len, der mir, bey meinen menschenfreundlichen Gesinnungen, gewiß der empfindlichste seyn würde! Bisher hat die Kritik mir meine Fehler übersehen; vielleicht in der Hofnung, ich würde mich bessern: Und habe ich mich nicht gebessert, wer wird mich wider diese strenge Richterinn vertheidigen welche die Nachwelt auf ihrer Seite hat? Geschäfte und Jahre machen einen Satirenschreiber ernsthafter, und eben dadurch bitterer, als es vielleicht der größte Theil seiner Leser wünschet: Ist nicht schon das Ursache genug, einen Beyfall zu verlieren, der mir so unendlich schätzbar ist? Ich lebe hier ganz verwaist von meinen kritischen Freunden, ohne deren Rath und Gutachten ich sonst nicht eine Zeile wagte. Sie sind zerstreut, sie sind weit von mir weg zerstreut; diese Freunde, deren ehrliches Herz, und deren reifer Witz mir unvergeßlich seyn werden. Nur einer noch von meinen redlichen Aristarchen ist in Leipzig; und auch dieser Eine ist

schon

schon zu weit von mir entfernt. Und wie soll ich mir die freundschaftlichen Lehren derer zu Nutze machen, die itzt in Kopenhagen, in Hamburg, in Zerbst, in Braunschweig, in Quedlinburg, seit einigen Jahren von mir, und vielleicht auf ewig von mir getrennt sind? die in Zürich und Bern entfernt leben? . . . . . . Und was sage ich von unserm Vater Hagedorn, der mich so oft geleitet hat, und dessen Andenken auch diese Thräne noch heilig sey! . . . . Wäre nicht dieser Mangel meiner Freunde und meiner Führer Ursache genug, ein Vorhaben zu unterlassen, welches mir schon damals schwer genug ward, da ich es unter ihrem Beystande wagte, und welches ich itzo wagen soll, da ich von ihrem Beystande ganz entblößt bin?

Und doch muß ich es wagen! Aber ich wage es unter einem Gelübde, daß ich vor den Augen meines Vaterlandes, und, wenn ich so prächtig reden darf, vor den Augen der ganzen witzigen

Welt thue. Dieses ist der vierte, aber gewiß auch der letzte Theil meiner satirischen Schriften. Ich thue hier einen heiligen Schwur, einen Schwur, der mir heiliger ist, als er sonst den meisten Schriftstellern zu seyn pflegt: daß ich dergleichen satirische Schriften weder unter meinem, noch unter einem verstellten Namen, weder in monatlichen, noch in fliegenden Blättern, weiter bekannt machen werde.

Diesen Vorsatz rechtfertigen, wenn anders meine Leser verlangen sollten, daß ich ihn rechtfertige; diesen Vorsatz, sage ich, rechtfertigen schon die Ursachen genug, die ich oben angeführt habe. Ein ernsthafteres Alter; Geschäfte, die täglich gehäuft werden; der Verlust der besten Freunde; eine argwöhnische Vorsicht, die meinem itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher ist, als sie mir vor drey Jahren war; Leser die noch

immer gewohnt sind zu lachen, so lange sie über andere lachen, und welche unversöhnlich wüten, so bald sie glauben, ihr eigenes Gesicht im Spiegel zu sehen; der geschwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug sind, Schlüssel zu machen, wo keine Schlüssel nöthig sind; die tückische Bosheit dererjenigen, welche sich getroffen finden, und schweigen, und welche doch hämisch im Namen dererjenigen seufzen, die gewiß nicht gemeint, und gewiß nicht getroffen sind; die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfasser schreibt, die Originale zu erst sucht, eine Unbilligkeit, die mir bey meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich seyn muß; alles dieses sind Ursachen, welche mir meinen Vorsatz ernstlich machen.

Ueberhaupt ist wohl Deutschland das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Sa-

tire es wagen darf, ihr Haupt mit der Freymüthigkeit empor zu heben, mit welcher sie gewohnt ist, die Laster, oder die Thorheiten der Menschen zu strafen. Es giebt Städte in Deutschland, in denen man nur beschäftigt ist, Reichthümer zu sammeln, und in denen man kein Laster weiter kennt, als die Armuth. Wer wird es wagen dörfen, ihren feisten Bürgern zu sagen, daß sie lasterhaft sind, weil sie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß sie Thoren sind, weil sie auf ihren erwucherten Reichthum stolz seyn können? Es giebt mächtige Städte in Deutschland, wo man unter dem prächtigsten Aufwande seine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen seine innerliche Unruhe zu verbergen sucht, wo man seinen Freund küßt, und umarmt, um ihn nieder zu werfen, wo man über alle Sachen mit einem entscheidenden Tone urtheilet, um seine Unwissenheit nicht zu verrathen, wo man ein pöbelhaftes

Pas-

Pasquill mit lautem Beyfalle annimmt, und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trift, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satire für ein gefährliches Pasquill hält, weil sie auf hundert Personen passen kann, und weil diese hundert Personen vielleicht noch fühlen, daß sie Thoren sind, aber zugleich auch denjenigen verabscheuen, der sie an ihre Thorheit erinnert. Und was soll ich von denen Städten sagen, welche ein Sitz der schönen Wissenschaften sind, und wo es ein öffentlicher Beruf ist, Weißheit und Sitten zu predigen? Vielleicht ist hier die Satire an der Hand ihrer Schwester, der Moral, beliebt und sicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Ursache, sich vor der Satire zu fürchten. Gemeiniglich sind sie die ersten, die sie verdammen; es müßte denn eine Satire aus dem Horaz seyn, welcher sie unmöglich gemeint haben kann.

Viel-

Vielleicht ist ein Patriot mit dem sehr unzufrieden, was ich hier von den meisten Städten meines Vaterlandes sage. Er wird glauben, daß man eben dieses von den Städten aller Länder sagen könne. Es kann seyn: Aber desto schlimmer für die Satire; desto allgemeiner ist die Wahrheit des Satzes, den ich oben behauptet habe. Und was will mir dieser Patriot antworten, wenn ich ihm Paris nenne, wo ein Boileau uud Moliere waren, deren Satire ihr König liebte und schützte? Es ist nur ein London, wo auch nicht einmal der größte Mißbrauch die Billigkeit der Satire verdächtig macht, wo kein Laster so vornehm ist, daß es sich nicht für ihrer Geissel scheuen müsse. Nur ein London ist, wo ein lehrender Zuschauer täglich unter einer Menge von zwanzig tausend Lesern unerkannt herum gehen, und unbemerkt den Beyfall einsammeln kann, den seine Satire verdient. In Deutschland mag ich es nicht wagen,

einem

einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischoff anhören, und schweigen, oder sich bessern muß.

Je mehr ich allen diesen Ursachen nachdenke; je ernstlicher wird mein Vorsatz, niemals dergleichen Schriften wieder zu wagen. Aber dagegen verspreche ich mir auch von der Billigkeit meiner Leser dieses, daß sich mich künftig mit etwas weniger Zuversicht, als wohl bisher bey einigen Gelegenheiten geschehen, für einen Mitarbeiter an witzigen Monatschriften, oder für den verborgenen Verfasser fliegender Blätter ausgeben.

Ich muß befürchten, daß dieses Gelübte vielen von meinen Lesern verdächtig seyn werde. Man weiß aus der Erfahrung, daß beynahe kein Geschöpf so meineidig ist, als ein Poet, welcher die Verse verschwört: Sollte ein Satirenschreiber mehr Gewissen haben? Ich will mich in diese Vergleichung nicht einlassen. Damit man aber

gar

gar keinen Vorwand behalte, an meinem Vorsatze zu zweifeln; so will ich eine wohlbedächtige Einschränkung beysetzen, unter welcher ich mein Gelübte gethan habe. Ich werde gewiß niemals weiter dergleichen satirische Schriften, weder unter meinem, noch fremdem Namen bekannt machen: Aber ich werde vielleicht noch verschiedene Abhandlungen von dieser Art schreiben. Ich werde sie der Kritik einiger von meinen Freunden, und meinem verschwiegenen Pulte anvertrauen, und nicht eher, als nach meinem Tode, soll das unpartheyische Publicum zum Richter darüber gesetzt werden.

Ich finde bey diesem Entschlusse hundert Vortheile, und viele Annehmlichkeiten, die ein Satirenschreiber unmöglich haben kann, welcher von der Aufnahme seiner Werke Zeuge ist. Da ich mir, vom Anfange an, das Gesez gegeben, keinen Menschen durch meine Satiren zu beleidigen,

sondern sie so allgemein zu machen, daß es einem billigen Leser unmöglich fallen sollte, einen zu finden, der das Original zum Gemäle seyn könnte; so hatte ich mir ein Gesetz gegeben, welches mir unendliche Schwierigkeiten verursachete. So bald ich mit einer Abschilderung fertig war, war dieses meine erste Sorge, daß ich sie gegen diejenigen Gesichter hielt, die ich kannte, um zu versuchen, ob vielleicht zu viel Aehnlichkeit von ihnen in meinem Gemälde wäre. Das Gemälde selbst zu entwerfen, kostete mich immer weniger Mühe, als mich es kostete, solches durch neue Züge, durch mehr Licht, oder mehr Schatten unkenntlich zu machen. Und wenn ich alles gethan hatte, und wenn ich nunmehr glaubte, daß es mit keinem Menschen eine Aehnlichkeit habe, daß es nur das allgemeine Bild eines Thoren sey; so rief doch wohl einer meiner Leser mit bittrer Freude aus: Das ist mein Nachbar! Künftig werde ich eine

so ängstliche Vorsicht weiter nicht nötig haben. Nun kann ich mir die Originalia wählen, wo ich will, ohne einen von ihnen zu beleidigen. Denn erst nach meinem Tode sollen diese Schildereyen bekannt werden. Und da ich Hoffnung habe, noch etliche und zwanzig Jahre zu leben; so zweifle ich, ob sich alsdenn noch jemand die Mühe geben wird, den Thoren zu entdecken, den ich vor zwanzig Jahren gemalt habe: denn in zwanzig Jahren ist ein Thor gewiß vergessen, und wenn er auch ein Durchlauchtigster Thor gewesen wäre. Nunmehr kann ich mich viel freyer unter meinen Mitbürgern umsehen, und Züge zu einem Gemälde sammeln, welches ich vielleicht ausserdem zu schildern noch nicht wagen dürfte, wie ich es nunmehro wagen darf, da diese Schildereyen erst nach meinem Tode ausgestellt werden sollen. Finde ich künftig einen Menschen, dessen Thorheiten verdienen, für die Nachwelt gezeichnet zu werden,

den: so sehe ich diesen Menschen, als meinen Posthumum, an. Die nach mir leben, sollen nicht einen Zug von seinem Gesichte verlieren: aber bis dahin will ich ihn allein kennen, und nur allein über ihn lachen.

Man hat mir wider diesen Plan den Einwurf gemacht, daß vielleicht in zwanzig Jahren hundert kleine Umstände in den Sitten und Gebräuchen meiner heutigen Landsleute geändert, oder gar verloren gegangen seyn könnten, die doch oftmals schlechterdings zu wissen nöthig sind, wenn man das Feine und das Reitzende der Satire so empfinden soll, wie einjeder Verfasser wünscht, daß es seine Leser empfinden mögen. Dieser Einwurf ist gegründet genug: Aber eben dadurch werde ich desto aufmerksamer gemacht werden, in meinen Satiren auch das zu vermeiden, was das Persönliche der Sitten und Gebräuche genannt werden kann: so wie ich das Persönliche der Charactere bisher vermie-

den habe. Ich erlange dadurch den grossen Vortheil, daß meine Satire auch von dieser Seite allgemein wird. Und kann ich auch diejenigen Umstände nicht ganz vermeiden, welche so flüchtig und veränderlich sind; wer wird mir es verdenken, wenn ich mein eigener Scholiast werde? In diesem Falle werden selbst meine Anmerkungen Satiren auf meine Mitbürger, wenn ich genöthiget bin, der Vergessenheit durch Noten eine Tracht, ein Spiel, ein Ceremoniell, eine Mode, und andere solche Kleinigkeiten zu entreissen, worauf sie doch itzt so stolz sind, und worinnen vielmals heuer ihr ganzer Werth besteht.

Ein anderer Einwurf sollte vielleicht für mich noch wichtiger seyn: Nach meinem Tode werde ich den Beyfall der Leser nicht hören! Es ist wahr; aber auch ihren Tadel nicht! Meine Schriften sind durch die gütige Aufnahme der Kenner und anderer so glücklich gewesen, daß ich mich, wenn

ich

ich mich so stolz ausdrücken darf, an dem Lobe meiner Leser gewisser massen schon gesättiget habe. Dieser Beyfall verdient von mir die erkenntlichste Achtung für den Geschmack, und das Vergnügen meiner künftigen Leser. Ich besitze gewiß Eigenliebe genug, dieses Lob auch nach meinem Tode verdienen zu wollen, je vortheilhafter alsdenn für mein Andenken ein so unpartheyisches Lob ist, und je weniger ich hernach im Stande bin, meine Fehler zu entschuldigen, oder wider scheinbare Vorwürfe mich zu verantworten.

Ich habe bey meinen Satiren ein zu freudiges Gewissen, und zu der fortdaurenden Billigkeit meiner Leser ein zu grosses Vertrauen, als daß ich hiebey einen Vorwurf befürchten sollte, der mir bey einer Stelle des Seneca eingefallen ist. Labienus, ein Mann, der seinen republikanischen Haß, und die bittersten Leidenschaften unter den prächtigen Namen eines Patrioten verbergen wollte,

te, welcher seine Schmähungen wider die Grossen in Rom satirischen Witz und persönliche Beleidigungen historische Warheiten nannte, welcher den Rath zu einem vorher unerhörten Befehle zwang, den in folgenden Zeiten, die Unwissenheit, der Aberglaube, und die dumme Bosheit so unglücklich gemisbraucht haben; * dieser Labienus las einmal

* Seine Schriften wurden auf Befehl des Rahts verbrannt. Seneca ist in seiner Praefatione L. V. Controversiarum sehr bitter, da er auf die Stelle kömmt. Er hält es für das erste Exempel, wo verdächtige Schriften auf Befehl des Rahts verbrannt worden wären, und vermuthlich mag er sich auf die Verbrennung der Schriften des Numa Pompilius nicht besinnen haben, die Livius im neun und zwanzigsten Capitel des vierzigsten Buchs anführt. Seneca freuet sich, daß diese Grausamkeit

einmal eine von ihm gefertigte Geschichte öffentlich vor, überschlug aber einen grossen Theil davon, und sagte: „Das, was ich hier überschlage, soll man erst nach meinem Tode lesen!„

samkeit erst zu der Zeit erfunden worden, da es schon weniger grosse Geister gegeben habe. Ich will seine eigenen Worte hier anführen; sie sind sehr prophetisch: In hunc (Labienum) primum excogitata est noua poena: effectum est enim per inimicos, vt omnes ejus libri incenderentur. Res noua et insueta, supplicia de studiis sumi. Bono hercle publico ista in poenas ingeniosâ crudelitas post Ciceronem inuenta est. Quid enim futurum fuit, si ingenium Ciceronis triumviris libuisset proscribere? etc. etc. Facem studiis subdere et in monumenta disciplinarum animaduertere, quanta, et quam non contenta

Seneca kann sich nicht enthalten, hiebey aufzurufen: „Wie verwegen muß der Innhalt dieser „Stelle gewesen seyn, daß auch so gar Labienus „sich gescheuet hat, sie bekannt zu machen! „ ** Meine Leser werden sich des ungeheuchelten Bekenntnisses noch erinneren, welches ich in einer weitläuftigten Abhandlung vom Misbrauche der Satire ablegte, da ich den ersten Schritt that mit

certa materia saeuitia est! Diis melius, quod eo seculo ista ingeniorum supplicia coeperunt, qui et ingenia desierunt etc.

** Memini aliquando, cum recitaret historiam, magnam partem conuoluisse et dixisse: *Haec, quae transeo, post mortem meam legentur.* Quanta in illis libertas fuit, quam etiam Labienus extimuit? *M. Annaeus Seneca Lib. V. Controuersiarum* in Praefatione.

mit ihnen bekannt zu werden. ***. Ich zeigte damals, daß die vornehmste Pflicht eines Satirenschreibers sey, von der Religion und den Obern niemals anders, als mit der anständigsten Ehrfurcht zu reden, daß er alles sorgfältig vermeiden müsse, was seine Mittbürger, oder den Wohlstand nur auf einige Art beleidigen könne, mit einem Worte, daß er ein rechtschaffener Mann seyn müsse. Ich habe mir Mühe gegeben, bey allen meinen Satiren nach diesen Grundsätzen zu handeln, und meine Leser sind, so viel ich weiß, allemal so gerecht gewesen, zu gestehen, daß ich diese heiligen Pflichten erfüllt habe. Ich werde sie weiter erfüllen. Ich werde unermüdet arbeiten, der Satire dasjenige ehrwürdige Ansehen zn erwerben, welches ihr als einer Verehrerinn der Religion, als einer Freundinn der Tugend, als einer unversöhnli-

*** S. den Vorbericht zum ersten Theile dieser satirischen Schriften.

chen Feindinn der ungesitteten Thoren gebührt, und welches ihr freylich so lange Zeit streitig gemacht worden ist, so lange ein jeder boshafter Pasquillant behauptete, er schreibe Satiren. Durch diese Bemühung hoffe ich den gütigen Beyfall meiner Leser auch für diesen vierten Theil; ja, ich hoffe so gar auch den Beyfall ihrer Kinder für diejenigen Theile meiner Satiren zu erlangen, die ich, erst nach meinem Tode, ihrer billigen Beurtheilung zu überlassen mich entschlossen habe.

Dresden, den 20. April,

1755.

Gottlib Wilhelm Rabener.

Antons Panßa von Mancha
Abhandlung
von
Sprüchwörtern,
wie solche
zu verstehen, und zu gebrauchen sind;
Dem Verfasser zum Besten, und dem
Leser zur Erbauung ans Licht
gestellt.

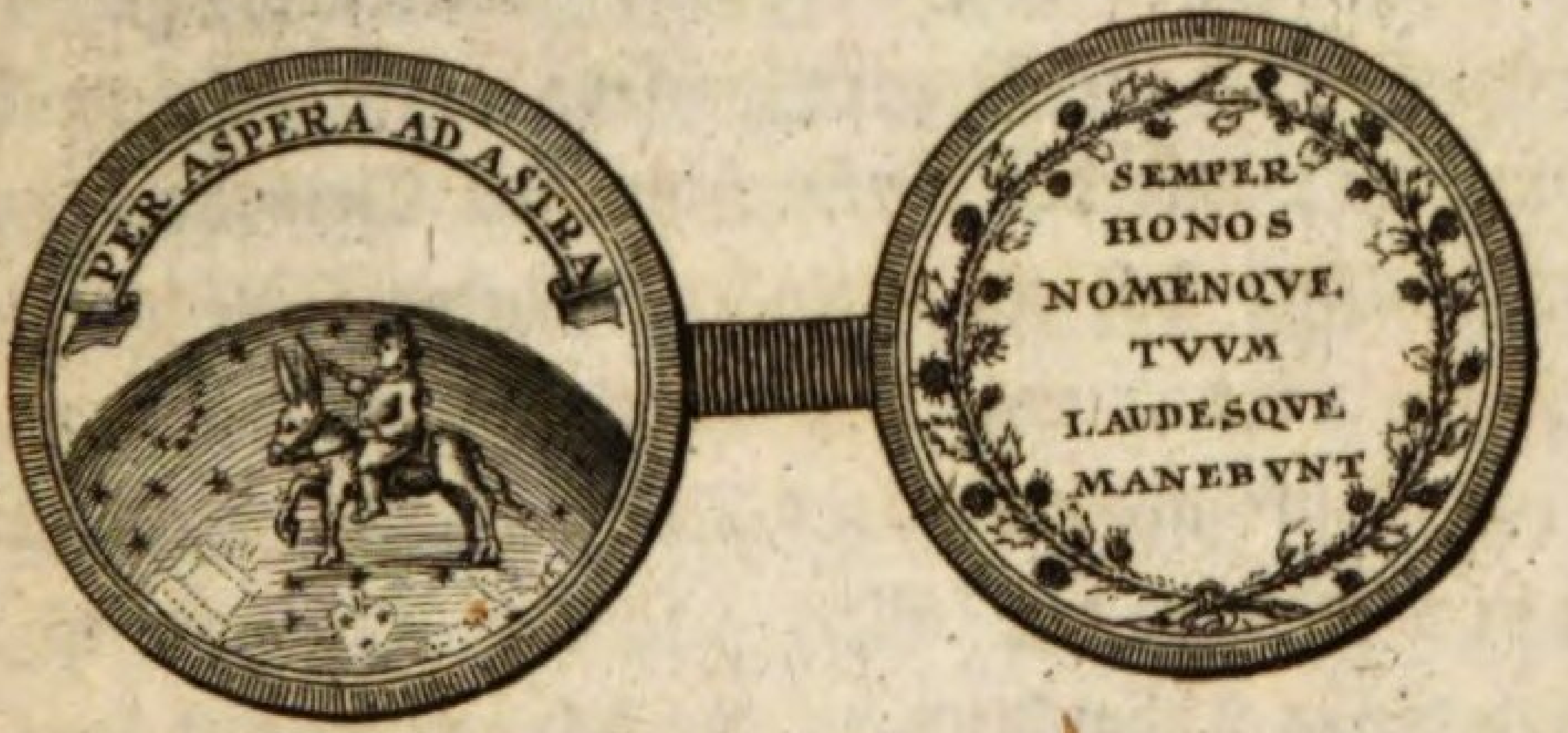
Antons Panßa von Mancha

Zueignungsschrift

an des

großen Sancho Panßa

großen Esel.



Zueignungsschrift

Verewigter Esel.

Deine eignen Verdienste, und das verehrungswürdige Andenken meines Uraltervaters, Sancho Panßa, ersodern es von mir als einen wichtigen Theil meiner Schuldigkeit,

daß ich diesen Abhandlungen von Sprüchwörtern Deinen Namen vorsetze. Ich nahe mich also Dir mit der ehrfurchtsvollen Verbeugung, mit welcher sich ein verlassener Autor seinem Mäcenaten naht, und lege diese Schrift zu Deinem Hufe nieder. Das Ansehen, in welchem Dein Name bey allen gesitteten Völkern ist, wird diesen Abhandlungen der sicherste Schutz seyn, und durch Deinen Namen, unsterblicher Esel, wird, wie ich, als Autor, zuversichtlich hoffe, auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurück fallen.

Dieses würde genug seyn, gegen Dich mein Vorhaben zu rechtfertigen. Ich glaube, daß ich alles gesagt habe, was ein Client in einer Zueignungsschrift seinem Gönner von Empfehlung, von Verdiensten, von Demuth, und von seinem Mangel zu sagen hat. Aber Du wirst mir hochgeneigt erlauben, mein Esel, daß ich diese Zueignungsschrift gegen diejenigen vertheidige, welche so viel Einsicht, wie Du, nicht haben, und doch Kunstrichter seyn wollen. Glücklicher, ja dreymal glücklicher Esel, der Du in den Tagen des weisen Sancho grau worden bist, wo man

Verdienste auch an Eseln verehrte! Wie sehr haben sich die Zeiten zu unsrer Schande verändert! Man verehrt = = = aber nicht Verdienste, man verehrt Rang und Pracht; und ein Esel mit einer reichen Decke, wenn er schon die geringsten Verdienste nicht hat, ist uns oftmals verehrungswürdiger, als sieben Weise. Ich finde also nöthig, einige Einwürfe zu beantworten, welche mir wider meine Zueignungsschrift gemacht werden können. Dieses wird mich ganz natürlich auf Deine eignen Verdienste führen. Ich will zeigen, wie groß Du gewesen bist; und wenn ich dieses zeigen will, so darf ich die Welt nur an Deine Thaten erinnern. Wie leicht ist es, Verdienste zu loben, wenn man sie schon findet, und nicht erst erdichten darf! Ein Vorzug, den Du vor vielen Menschen hast, welche Dich nur als Esel kennen!

Was ich hier im voraus angeführt habe, ist die gründlichste Vertheidigung wider einen Einwurf, welchen viele machen werden, so bald sie diese Zueignungsschrift erblicken. Einen Esel zum Mäcenat! werden sie ausrufen. Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwann der erste, der dieses thut? Oder vermißt ihr nur

an meinem Mäcenat die menschliche Pracht der Eurigen? Seyd nicht so ungerecht, zu glauben, daß mein Esel dieser Zueignungsschrift unwürdig sey, weil ihr ihn für dumm haltet: Ihr werdet selbst euern Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu seyn!

„ Aber wird der Esel die Zueignungsschrift „ lesen? Und noch mehr, wird er das Buch ver„ stehn, das du ihm zueignest? Aber, meine Herren, ist denn das nöthig? Er würde es vielleicht nicht thun, wenn er auch lebte, zumal da er ein spanischer Esel ist, und ich freylich nur ein deutscher Autor bin. Allein ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viel sind im Stande, sie zu verstehn? Ihr macht euch kein Bedenken, denen Gönnern, welche vielmals kaum ihre Muttersprache gelernt haben, eure Werke, die ihr in ausländischen, oder wohl gar in toden Sprachen abgefaßt habt, zu überreichen, von denen sie doch vielleicht nicht einmal

mal die Buchstaben kennen. Genug; sie sehen ihr Bildniß, oder ihr Wapen, sie sehen den prächtigen Band des Buchs, sie sehen ein gekrümmtes Geschöpf murmelnd zu ihren Füßen kriechen, und hieraus schließen sie, daß dieses Geschöpf ein Autor ist, daß unter ihrem Bildnisse, oder Wapen, eine Zueignungsschrift stehen wird, und daß sie ein Mäcenat sind. Sehen sie also nicht alles, was der Autor will, daß sie sehen sollen, und ist es erst nöthig, daß sie die Zueignungsschrift lesen, und die Abhandlung verstehn müssen?

Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. „Wirst „du von deinem Esel für die Zueignungsschrift „nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können? Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; desto weniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch, und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu stoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpaßt: Allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch

euch und euern Helden lächerlich, und die Zueignungsschiften überhaubt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaschen, welche gemeiniglich gar aussen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat so spärlich zumißt, weil er, wie August, noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. Eben so wenig kann ich auf eine Beförderung mir Rechnung machen: Aber wie viele von euch erlangen dergleichen durch ihre Zueignungsschriften? Vielleicht nicht einmal die Hoffnung dazu. Eine vornehme Neigung des Haupts ist wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpressen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, so werdet ihr machen, daß ihr mit einem trotzigen: Vótre Serviteur! sich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft, der sie besser zu brauchen weis. Aber ich will auch einräumen, daß euer Mäcenat einer von den Großmüthigen ist, welche alle Menschen glücklich zu machen wünschen; wird er deswegen auch im Stande seyn, es zu thun, oder wenigstens es so

zu thun, wie ihr es hofft? Und ist er auch so gefällig, daß er sich bey seinem Range neue Verdienste und Hochachtung durch seine Freundlichkeit zu erwerben sucht; so wird er euch zwar in den gnädigsten Ausdrücken das Vergnügen versichern, das er hat, euch zu dienen: Allein seine Geschäffte, und der Anlauf so vieler eurer Collegen, werden machen daß er euch vergißt, da ihr keine Verdienste weiter habt, als den Mangel. Gewinne ich also durch meine Zueignungsschrift wohl weniger, als ihr gemeiniglich durch die eurigen erlangt?

Dieses sind, berühmter Esel, einige von den Einwürfen, die man mir machen wird; aber das ist auch die Vertheidigung, die ich dergleichen ungegründeten Einwürfen entgegen setzen werde.

So wichtig auch meine Gründe sind; so werden sie noch mehr Nachdruck erhalten, wenn ich die Welt an einige Deiner besondern Verdienste erinnere, die Dich, großer Esel, über viele erheben, welche der Witz und der Hunger ihrer Clienten zu verewigen sucht.

Deine genaue Verbindung mit meiner Fa-

milie giebt mir ein Recht, den Ruhm Deiner seltenen Verdienste zu wiederholen, welche seit mehr als einem Jahrhunderte die billige Bewunderung der halben Welt gewesen sind. Liebster Freund und treuer Gefährte meines Vaters Sancho! Ich neige mich vor deinem ehrwürdigen Schatten, mit eben dem frommen Schauer, mit welchem der gläubige Muselmann sich vor dem geheiligten Kameele niederwirft, das vor tausend Kameelen zu dem stolzen Glücke erwählt worden ist, den Alkoran auf seinem Rücken zu tragen.

Wie glücklich bin ich vor vielen Lobrednern, da ich die Ueberzeugung der Welt, und die Wahrheit auf meiner Seite habe! Die Hälfte unsrer Zueignungsschriften sind Satiren auf die Mäcenaten unsrer Zeit. Die Verfasser quälen sich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wucherer ein großmüthiger Versorger der Verlassenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beschützer der Musen, daß er gerecht sey, da doch das halbe Land unter seinen Räubereyen entkräftet seufzet. Aber Du, glücklicher Grauschimmel, Du bist von allen

diesen Vorwürfen frey, und eben dadurch befreyest Du auch mich von den Vorwürfen der Schmeicheley. So bald ich des großen Sancho Panßa großen Esel nenne, so bald versteht mich die ganze Welt, und weis es, daß ich den ehrwürdigen Esel meine, welcher so viele Tugenden der Menschen, und keines von ihren Lastern gehabt.

Es ist bekannt, und selbst der berühmte Cid Hamet Benengely läugnet es nicht, ob er gleich ein beschnittner Mohr, und Du ein christlicher Esel warst, daß die weisen Sprüche des erleuchteten Sancho mit so viel Kraft auf Deine Ohren herabgewirkt, daß Du der tiefsinnigste Esel deiner Zeit gewesen. Ein großer Beweis Deiner Fähigkeit war es, da Du in einer Zeit von etlichen Monaten, und unter tausend unglücklichen Beschäfftigungen, dennoch mehr gelernt, als hundert Söhne der Großen in Spanien kaum lernen, welche drey Jahr und länger in Ossuna zu den Füßen ihrer Lehrer sitzen. Mehr als ein Baccalaureus in Salamanca war eifersüchtig auf Dich! Aber Deine Bescheidenheit gewann das Herz der Neider. Das Wissen, welches so viele junge Ge-

lehrte unerträglich macht, war für Dich ein neuer Trieb zur Demuth. Unwissende Pedanten richten sich trotzig auf: Aber Du, der Du sie am Verstande und Witze unendlich übertriffst, hiengst Deine Ohren immer demüthig; denn die Vollkommenheiten Deines Lehrers erinnerten Dich beständig an Deine Unvollkommenheiten. Eine Tugend, die unter unsern Schülern nicht allgemein ist; Ich kenne Deutsche, welche an Deiner Weisheit und Gelehrsamkeit zweifeln werden, da man nicht ein Blatt, geschweige einen Folianten von Deinen Schriften anfzuweisen hat. Desto schlimmer für uns! Der Schade ist unsrer Nachwelt unersetzlich. Mit wie viel Vergnügen und Erbauung würden wir Deine Schriften lesen, und ihre Schriften aus den Händen werfen! Es war ein Fehler Deiner Zeit, wo man noch wenig schrieb, und desto mehr dachte. Bey unsern Zeiten ist dieses der Fehler, daß viele ohne Ueberlegung schreiben, was Du, weiser Esel, nur zu denken, Dich würdest geschämt haben. Hätte Dir die Natur die Vorzuge gegönnt, ein Autor werden zu können; wie hoch würde Dein Ruhm gestiegen seyn! Und

dennoch bist Du schon unsterblich, da Myriaden von Schriftstellern seit Deiner Zeit in die ewige Nacht der Vergessenheit gestürzt worden sind.

Die Mäßigkeit ist eine Tugend, welche unsern meisten Sittenpredigern nicht allemal eigen ist. Wenigstens habe ich in meiner Jugend zu Leyden einen Mann gekannt, der ein Meister der Weisheit hieß, der sein Brodt durch das Lehren der Moral verdiente, und der alles, was er verdiente, durch die niederträchtigsten Ausschweifungen verthat. Unendlich tief hätte er, ungeacht seines Lorbers, unter Dir, gesittetem Esel, stehen sollen. Die ganze Geschichte des Helden von Mancha zeigt uns nicht eine einzige Spur, daß Du jemals in einen Fehler gefallen wärest, welcher so sehr menschlich ist. Vermuthlich trug die Uebereilung des alten Roßinante, und seine demüthigende Strafe viel zu Deiner Mäßigung bey. Die Welt weis die traurige Geschichte von den Stutten aus Gallicien *. Roßinante war ein lehrender Beweis, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Er sah die Stutten, und vergaß sich. Benengely macht zu seiner, und vielleicht auch zu vie-

* Don Quixots Geschichte B. 3. C. 15.

ler Menschen Entschuldigung, die lehrreiche Anmerkung, daß kein Hengst so alt sey, der nicht noch einmal im May wiehere. Allein die Eseltreiber von Jangois dachten nicht so billig. Die Strafe folgte der Wollust auf dem Fuße nach. Roßinante empfand es, und als eine neue Züchtigung seiner alten Jugendsünden, mußte er die Demüthigung ausstehen, daß der tapfre Quixot sich auf Dich, tugendhaften Esel, setzte, und er, der stolze Roßinante, an deinen Swanz angebunden ward.

Ein Freund in der Noth ist dasjenige Kleinod, welches auch die für das kostbarste halten, die niemals großmüthig genug sind, andern in der Noth beyzuspringen. Wie sehr beschämest Du, freundschaftlicher Esel, alle diese unempfindlichen Seelen! So gar Roßinanten, der deines Mitleidens damals kaum würdig war, bedauertest Du. Deine Schritte waren noch langsamer, als die Schritte eines gelassenen Esels von Natur sind; Du wolltest dem Unglücklichen Zeit lassen, nachzukommen. Ein Mensch würde sich diese Demüthigung seines Nächsten zu Nutze gemacht, und mit einer stolzen Grausamkeit noch

mehr zu seiner Kränkung beygetragen haben: Aber so ungerecht dachtest Du nicht; denn Du warest des weisen Sancho liebreicher Esel. Wie trostlos hiengest Du die Ohren, als Dein Herr, Sancho, durch Zulassung des Himmels und Don Quixots geprellt ward *; Er sah flehentlich auf Dich herab, und wenn er am höchsten flog, so war Deine freundschaftliche Traurigkeit für ihn die kräftigste Stärkung.

Die Gelassenheit ist überhaupt eine Familientugend der Esel: Bey Dir aber hatte sie einen weit rühmlichern Ursprung; denn Du warest mit Ueberlegung gelassen. In dem unglücklichen Treffen mit den befreyten Galerensclaven ** hieltest Du standhaft die Steine der Undankbaren aus. Quixot, Sancho, und Roßinante lagen um Dich herum. Nur Dich konnten die unzähligen Würfe der Verräther nicht stürzen, noch zur Ungeduld bewegen. Quixot seufzete nach seiner Dulcinee, Sancho nach seinem Mantel, Roßinante hieb voll Ungeduld in die Erde; aber von Dir sagt der Geschichtschreiber, daß Du gelassen unter Deinen Freunden gestanden, und mitleidig die Ohren geschüttelt habest.

* B. 3. C. 17. ** B. 4. C. 21.

Bey dieser Deiner Mäßigkeit, Deiner geselligen Freundschaft, Deiner Gelassenheit; konntest Du wohl bey allen diesen Tugenden des geringsten Neides fähig seyn? Nichts weniger! Dein Bezeigen gegen die Esel der Domherren von Toledo ist hievon der stärkste Beweis *. Diese Esel, welche so fett und stark waren, wie die Esel der Domherren natürlicher weise seyn müssen; welche ihr Futter bey der Ruhe ihrer hochwürdigen Herren müßig verzehrten, da Du bey den mühsamsten Abentheuern immer Hunger leiden mußtest; diese Esel, welche zur Ehre der Kirche prächtig aufgeputzt waren, da Deine ganze Decke in einem schlechten Reutküssen bestand; welche muthwillig um Dich herum scherzten, wie Esel vom Stande zu scherzen pflegen; welche Dich, als einen dürftigen Layenesel, mit Verachtung ansahen; mit einem Worte, die Esel der Domm herren waren mit aller ihrer Glückseligkeit doch nicht im Stande, nur einen Augenblick Tadel oder Neid bey Dir zu erregen. Wie viel Menschen beschämest Du, genügsammer Esel, welche das Glück der Großen und Reichen beneiden, und,

* B. 4. C. 43.

da sie zu ohnmächtig sind, es ihnen zu nehmen, sich doch wenigstens Mühe geben, die Welt durch Spötterenen, oder durch Beschuldigungen zu bereden, daß selbige dieses Glückes ganz unwürdig wären!

Bey keinem von allen Abentheuern hat Sancho Panßa so unverwerfliche Proben seines großen Geistes abgeleget, als bey Regierung der Insel Barataria *; aber eben dieser Zeitpunct ist derjenige, welcher auch zugleich Deine tugendhaften Vorzüge am meisten in ein Licht gesetzet hat, das eine Reihe von späten Jahrhunderten nicht verdunkeln kan. Du warest der Bruder und vertrauteste Freund des glücklichen Sancho. Er wagte es nicht, ohne Dich zu regieren; man mußte Dich, mit kostbarem Zeuge geschmückt, hinter ihm herführen, als er seinen prächtigen Einzug hielt **. Cid Hamet weis von Dir und deinem Sancho bey dieser Gelegenheit nichts schmeichelhafters zu sagen, als daß Sancho, welcher ein prächtig aufgezäumtes Maulthier ritt, sich oftmals umgesehen, Dich, sein getreues Thier, zu betrachten, und sich von Herzen über den glück-

* B. 7. C. 45. ** B. 7. C. 47.

lichen Zustand zu freuen, in welchem er Dich erblickte. Auch alsdenn warst Du noch sein liebster, sein vertrauter Esel, da ihn die ganze Insel als ihren Statthalter anbetete. Wäre Dir damals wohl etwas leichter gewesen, als das Vertrauen Deines Herrn zu Deinem und der Deinigen Vortheile, und zum Schaden Deiner Feinde zu mißbrauchen? Beydes hast Du nicht gethan. In der ganzen Geschichte finde ich diesen Umstand am merkwürdigsten, daß während der Statthalterschaft des Sancho Deiner nicht mit einem Worte gedacht wird. Der Leser sieht Dich bey dem prächtigen Einzuge zum letzten male, und bekömmt Dich eher nicht wieder zu Gesichte, als in dem traurigen Augenblicke, da der weise Sancho, von der Last der ungewohnten Herrschaft ermüdet, den großmüthigen Schluß faßte, auf Dir, getreuem Esel, der mühseligen Pracht eines Regenten zu entfliehen. In seinem Glücke gelassen zu seyn; sich der Gewalt seiner mächtigen Freunde nicht zu misbrauchen; an seinen Feinden sich nicht zu rächen, wenn man Gelegenheit hat, es zu thun; für seine Vortheile am wenigsten zu sorgen; eine so schnelle Veränderung des Glücks ge-

lassen zu ertragen, ja so gar von dem wollüstigen Ueberflusse des Hofs mit geschwindern Schritten sich zu entfernen, als demselben genaht; das sind Tugenden, welche Diogenes unter den Menschen seiner Zeit vergebens suchte, und welche Cid Hamet bey dem Esel des erleuchteten Pansa gefunden hat.

Vielleicht hattest Du diesen jählingen Umsturz der Hoheit Deines Sancho voraus gesehen? Benengely gestehet Dir die Gabe, künftige Dinge vorher zu wissen, ausdrücklich zu *. Ich glaube, er hätte nicht nöthig, Dir Wunder anzudichten. Deine Erfahrung, Deine Einsicht, und der tägliche Umgang mit dem Sancho machten Dich vorsichtig, ohne Wahrsagerkunst, und tugendhaft, ohne außerordentliche Wunder. Wie viele gleiten bey diesem wichtigen Schritte, welche vorsichtig und erfahren genug zu seyn glauben! Aber ihr Herz ist so tugendhaft nicht, als das Deine war; und eben darum kann sie weder Vorsicht, noch Erfahrung schützen. Ohne dieses tugendhafte Herz müssen sie bey ihrem hohen Glücke schwindlicht werden und niderstürzen, wenn sie

* B. 5. C. 8.

gleich, wie Du, die Gabe gehabt hätten, zukünftige Dinge vorher zu sehen.

Da Adler wieder Adler zeugen; ist es wohl Wunder, daß ein Theil Deiner guten Eigenschaften auch bis auf Deine späten Nachkommen fortgepflanzet worden ist? Ich verstehe darunter die Mäßigkeit, die Gelassenheit, den Fleiß, und die natürliche Abneigung von allem Hochmuthe. Lauter Tugenden, die man noch bis auf diese Stunde allen denen Eseln in Mancha vorzüglich zugesteht, welche die Ehre haben, in gerader Linie von Dir abzustammen! Ungeachtet sie Dich zu ihrem Ahnherrn haben; so ist doch nicht ein einziger unter ihnen, welcher zur Ungebühr darauf stolz wäre, oder durch Deine Verdienste den Mangel eigner Verdienste zu verbergen suchte, oder andere Esel in dem Flecken verachtete, welche eben so lange Ohren, eben so breite Rücken, und eben so arbeitsame Knochen haben, aber freylich nicht von so gutem Hause, und nicht von so edler Geburt sind, als sie. Im übrigen wissen die Einwohner zu Mancha diesen Vorzug an ihnen billig zu schätzen. Sie verehren den Namen des Sancho, und zugleich verehren sie das Andenken seines Grauschimmels noch bis

auf diese Stunde so unverbrüchlich, daß sie sein Geschlechtsregister mit eben der Sorgfalt fortführen, mit welcher die Roßtäuscher von Gallicien die Stammbäume ihrer edelsten Pferde glaubwürdig erhalten.

Dieses wird genug seyn können, die Gründe zu rechtfertigen, welche mich bewogen haben, Dir, theuerster Esel, gegenwärtige Abhandlungen von Sprüchwörtern zuzueignen. Ich habe die Ursach angegeben, woher ich Dir so viel Verbindlichkeit schuldig bin; da Du in den Tagen des Don Quixots einen so wichtigen Theil unsrer Familie ausgemacht, da Du als des Sancho Freund und treuester Gefährte Glück und Unglück mit ihm ausgestanden hast. Die wenigen Proben, die ich aus der Geschichte von Deinen großen Eigenschaften und bewährten Tugenden angeführet habe, sind, wo ich mich nicht ganz irre, unwidersprechliche Beweise, daß Du wohl verdienst, mein Mäcenat zu seyn. O du Spiegel und Blume der vortrefflichsten Esel! Wie rühmlich ist für mich diese meine Wahl! Deine tiefe Weisheit, welche Du den lehrreichen Sprüchwörtern des Sancho zu danken hast; Deine tugendhafte Mäßigung und exemplarische Sittsamkeit, welche Dir

so eigen, und bey uns Menschen nicht allemal eine Folge der tiefen Weisheit ist; Deine unverbrüchliche Redlichkeit gegen Deinen Herrn, und Deine Freunde überhaupt; Deine stoische Gelassenheit bey allen Unglücksfällen, welche Dich und Deinen Herrn trafen; die seltne Tugend der Zufriedenheit, und die schwere Kunst, das glänzende Glück andrer, die es weniger verdienen, und weniger anzuwenden wissen, mit gelaßnen Augen, ohne misgünstige Empfindungen, anzusehen; die politische Vorsicht, sich mit dem ungewissen Glücke seines mächtigen Freundes nicht allzugenau zu verbinden, und die praktische Klugheit, ohne Eigennutz und ohne Haß des Volks der Vertraute eines gewaltigen Statthalters seyn zu können; alles dieses sind Vorzüge, welche Du, tugendbelobter Esel, vor allen Eseln und vor vielen Mäcenaten hast.

Mit einem Worte: Der Fleiß ist des Glücks Vater; das Glück dreht sich geschwinder herum, als ein Mühlrad; wer immer hart schläft, liegt auch auf Steinen weich; ehrlich währt am längsten; hoch macht schwindlich; wer aufs Gold sieht, dem vergeht das Gesichte; was hilft das Laufen, wenn

man

man nicht auf dem Wege ist; süsse getrunken, wird oft sauer bezahlt; auch aus einem kleinen Loche sieht man den Himmel; wer sich an einen guten Baum lehnt, hat guten Schatten; wer das Spiel nicht versteht, soll die Karten nicht mengen; wer sich selbst zum Schafe macht, den fressen zuletzt die Wölfe; wer die Augen bey sich hat, stolpert nicht; der Teufel steht oft hinter dem Kreuze; guter Weg um, ist keine Krümme; eine goldne Decke macht den Esel nicht zum Pferde; wer auf dem Eise tanzt, der strauchelt; wer zu nahe an das Feuer tritt, versängt sich den Rock; mancher trägt einen Sack, und heißt seinen Nachbar einen Esel . . . . . Aber Gott versteht mich! sagte Vater Panßa.

Ich küsse Ew. Eseley den Huf.

J . .
in Westphalen.

Anton Panßa von Mancha.

Abhandlung

von

Sprůchwörtern.

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprůchwörtern.

Vorbericht *.

Es ist vor einigen Wochen eine Schrift an unsern Verleger gesendet worden, welche den Titel führt: „Antons Panßa von Mancha Abhandlung „von Sprůchwörtern, wie solche zu verstehn und „zu gebrauchen sind; dem Verfasser zum Besten, „und dem Leser zur Erbauung, ans Licht gestellt.

* Das nachstehende Sprůchwort: Wem Gott ein Amt giebt ꝛc. ist mit diesem Vorberichte im Jånnermonate des tausend sieben hundert und funfzigsten Jahres in die vermischten Schriften zum Vergnůgen des Verstandes und Witzes, als ein Versuch eingerückt, und im Jahre tausend sieben hundert und acht und vierzig gefertigt worden.

In einem weitläuftigen Schreiben erklärt der Verfasser seine Absichten und die Einrichtung des Werks selbst. Es ist dieses Schreiben völlig in der Sprache abgefaßt, welche den Stolz eines verarmten Spaniers, und die Demuth eines verlassenen Autors verräth. Der letzte Umstand geht unsern Verleger an, und wir überlassen es ihm, wie er sich mit ihm vereinigen will. Die Erzählungen, die er von seinen Voraltern und von seinen eignen Umständen einstreut, verdienen angemerkt zu werden. Es sind nützliche Anecdoten zur Lebensbeschreibung des unsterblichen Don Quixots, die wir noch zur Zeit in keiner von allen Auflagen gefunden haben. Der Verfasser erzählt uns, daß der berühmte Stallmeister Sancho Pansa von Mancha sein Urältervater gewesen sey. Da er nach dem Tode seines Ritters der witzigste und weiseste Kopf in ganz Mancha gewesen; so habe er sich durch eben diesen Witz und seine weisen Sprüchwörter viel Feinde gemacht. Er habe geglaubt, den Barbier, und den Geistlichen des Orts übersehen zu können, und deswegen habe er sich lieber in der Gesellschafft seines Esels und seiner übrigen Familie eingeschlossen, als daß er mit jenen die alte

Freundschaft hätte fortsetzen sollen. Dieses sey der Grund zu seinem Unglücke gewesen. Der Geistliche habe unter die Leute gebracht, daß Herr Sancho kein alter Christ sey, und kein Schweinfleisch esse. Die Inquisition sey aufmerksam gemacht worden, und habe ihn zum Feuer verdammt, weil sie gefunden, daß er vernünftiger gedacht und weiser gesprochen, als die alten Christen ihres Landes damals zu denken und zu reden gewohnt gewesen. Der rechtschaffene Sancho sey also wirklich verbrannt, und der erste Märtirer der Sprüchwörter geworden. Dieses Unglück habe seine ganze Familie zerstreut. Des Herrn Verfassers Aeltervater, welcher sich durch seine hohen Gemüthsgaben schon bis zur Würde des untersten Schulzens im Flecken Mancha empor geschwungen gehabt, habe sich entschlossen, lieber seinem Vaterlande, als seinem angebohrnen Verstande zu entsagen. Er sey mit seinem reichen Vorrathe von Sprüchwörtern nach Lissabon geflüchtet. Aber auch bis dahin habe ihn der heilige Haß des Geistlichen von Mancha verfolgt; und nur durch ein Wunder sey er den Händen der Inquisition entronnen und

in die Niederlande gekommen, wo er sein Leben witzig und kümmerlich zugebracht, und eine zahlreiche Familie hinterlassen. Hier giebt der Herr Verfasser noch viele Nachrichten von seiner Familie an, die aber vielleicht nur ihm wichtig sind. Wir können mit seiner Erlaubniß nicht unerinnert lassen, daß er bey dieser Gelegenheit den Stolz seines Vaterlandes ein wenig zu sehr verräth. Er will behaupten, daß die Niederländer ihren meisten Witz seiner Familie zu danken hätten. Ja er treibt diese lächerliche Einbildung so hoch, daß er glaubt, verschiedene ihrer größten Kunstrichter hätten die Geschicklichkeit, andere mit ihren lateinischen Wahrheiten zu betäuben, bloß der Erfindung seines Urältervaters zu danken; als dieser, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, die Kunst gelehrt, zu schreyen, wie ein Esel *.

Die Umstände, welche der Herr Verfasser endlich von seinem eignen Leben beygefügt, können uns auch gleichgülti; seyn. Nur dieses verdient angemerkt zu werden, daß er sich zu J..., einem Städtchen in Westphalen, aufhält, und bey einer mäßigen Einnahme so lange ruhig leben und Bücher schreiben will, bis er seine Verbesserung findet.

* S. Don Quixote 6 Buch 25 Cap.

Die drey letzten Seiten seines Schreibens bestehen in den gewöhnlichen Autorkomplimenten, wo man durch eine edle Gleichgültigkeit und Verachtung aller gewinnsüchtigen Vortheile, die Großmuth des Verlegers zu reizen sucht. Das ganze Werk möchte ungefehr ein halbes Alphabet ausmachen. Die Sprüchwörter, die der Herr Verfasser ausgeführt hat, sind diese: „ Wem Gott ein Amt giebt, „ dem giebt er auch Verstand. Jung gewohnt, alt „ gethan. Gut macht Muth. Ehrlich währt am „ längsten. Kleider machen Leute. Gedanken sind „ zollfrey. Die Ehen werden im Himmel geschlos„ sen. Alte Liebe rostet nicht. Ein Quentchen Mut„ terwitz ist besser, als ein Centner Schulwitz. „ Frisch gewagt, ist halb gewonnen; und andre mehr.

Der Verleger zweifelt, daß dieses Buch Beyfall finden werde, da man es ausserhalb Westphalen schwerlich verstehen, am wenigsten aber das Feine davon einsehen könne. Er will daher nur eine Probe davon liefern, und die beyden Artikel: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und Kleider

machen Leute, als einen Versuch abdrucken lassen. Von der Aufnahme dieses Auszugs wird das Schicksal des ganzen Werks abhängen. Sollte dieser, wider Vermuthen, Beyfall finden; so ist er entschlossen, diese Abhandlung einer Sammlung andrer solcher Schriften vordrucken zu lassen.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

Wenn irgends ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird; so ist es dieses, wenn man sagt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weis nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem

Vorbedachte: Kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrich des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand; und dieser Lesart habe ich mich bedienet. Die meisten der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: Wem er ein Amt giebt ꝛc. Beyde Lesarten haben ihren guten Grund, und beyde sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit

der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einiger maßen zu ändern. Inzwischen muß ich doch zum Ruhme unsrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu suchen, und aus einer andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich jemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weis, daß ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget. Es ist dieses ein Zeugniß, daß die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daß diese Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort sey! Ich glaube es selbst; aber das thut nichts.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erkläret, ohne zu besorgen, daß mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daß Gott das Amt giebt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung darwider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freylich nicht; aber ein guter Ausleger weis alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf, und doch ist es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weis ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müssen: (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen:) wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein

Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadschreiber hatte, als Advocat, das Unglück, daß er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben: Aber ein Edler Wohlweiser Rath sahe die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmannin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der

Frau Bürgermeisterinn war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhete, bis diesem angefochtnen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stattschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daß man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelanget ist, das weis die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daß ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es mit dem Landsherrn nicht redlich meinen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meine. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amts auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln solte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unserer Stadt. Der oberste davon wäre vielleicht noch itzt Candidat, wenn er nicht die Gischicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meinte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehmann zu haben.

So gar bis auf den Küster erstrekt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Brantwein brennt; so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt, und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausschweifung

würde überflüßig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchworts: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, auf eine so bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beste Advocat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind end.

lich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Trost, daß Gott, welcher nach ihrer Meinung so vielen Narren Aemter giebt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Diese Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und sie beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Vorsorge bey denenjenigen, welche die Pflicht auf sich haben, die Aemter zu besetzen. Bey verschiednen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig seyn; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichsten Bösewichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bey der Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt giebt,

dem giebt er auch den Verstand; so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eignen Personen ein so erstaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demühtigen Clienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amts die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weis nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daß der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal

gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfündig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erfoderte. Denn, wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt; so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfündig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey viel gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen sie noch bey mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt,

und wir wollen tausend Spaß mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weis, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt; so kan ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen großen schwartzgekleideten Körper auf die Kantzel steigen sah. Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht? sagte er endlich. Zerreiß mich der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammen drucken lassen, und es meiner Gemahlinn zueignen. Er ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein

vortrefflicher Charakter, dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewäsche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urälterpater, Sancho Panßa, mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. So gleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er sagte: Komm er, komm er, Herr Magister, trink er das Glas Branntwein, es ist ihm sauer geworden; aber er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er sich ab, das leide ich bey meiner Seele nicht; Und wenn er einmal auf mich schmält: so soll mich der Donner erschlagen, wenn ich ihn nicht über die Kantzel herunter werffen lasse, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! und darauf trank der theure

S. H. Grim del. C. G. G. sculp:

Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und sahe die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. Weis er denn, Herr Magister, sagte der Edelmann, wofür ihn Herr Panßa angesehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der schon halb trunkne Pfarrer aus. Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein Anstoß, und Herr Panßa hat noch ketzerisches Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt worden; so hätte unsere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über diesen Unsinn, und war eben im Begriffe, ihme nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte, daß sich dieser Auftrit mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihro Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daß Ihro Gnaden nebst dem

Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, sagte ich, für einen Mann ohne Verstand, ohne = = = Ach, sagte er, was Verstand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand! Er ist mein Informator gewesen, ich habe ihm die Pfarre schon lange versprochen, und um deswillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verspreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird schon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel! Hier verstumte ich auf einmal. Ich sahe, daß der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloß, daß er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meinen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eignen Kinder anvertraut hatte; daß er noch immer

glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben; und daß er gewiß hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieses Abentheurs länger aufgehalten, als ich Willens gewesen, und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb seyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hievon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen seyn wird, wie es komme, daß man bey der Besetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos seyn, und nach allem eher, als nach dem Verstande und der Geschicklichkeit des Candidaten, fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz, mein itztlebendes Vaterland zu schreiben; sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, daß ich von der zwoten

Gattung der Menschen ein paar Worte sage, denen unser Sprichwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigsten Troste gereichet. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daß sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfodert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Mistrauen, welches ihrer männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herrn Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine grosse Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen, und sie genießen bey dieser narhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückselig-

keit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beysammen stehen sehe; so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zween davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wann es auf die Frage ankömmt, ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amts, und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidne Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäßen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machen sich ein Gewis-

sen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestalte Kinder gezeugt, und die wenigsten male war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestalt hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmste an den Menschen, wenigstens heut zu Tage, ist; so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehen Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französinn entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muß. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nätherey, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weis alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht selbst die schmakhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so lecker-

haft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers, oder elenden Gemeinen; so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften, und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuern Körper; zu seiner Gemüthsergetzung läßt man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muß, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehn, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald ausser sich gekommen, als ihr die alte Französinn, bey der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen

ließe. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapfrer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen wie der älteste Musketier, er säuft wie ein Corporal, hat sich schon zweymal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einige mal widersetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Maitresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in allem gleich werde. Ist nicht dieses alles ein Beweis, daß der Verstand mit dem Amte kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daß, bey einer solchen Erziehung, derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach,

nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen.

Wie glücklich muß das Land seyn, in welchem ein Ueberfluß von solchen Personen vorhanden ist, bey denen man ungewiß bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muß ich gestehn, daß nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kan; sondern daß wir durch diese weise Sorglosigkeit unserer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Dummheit des größten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denenjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und Verstand eher hat, als das Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiednen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienste um das Va-

terland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen; so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder under dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landsherrschaftliche Cassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann; so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends keine Reste, ausser in seiner Casse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner

Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Casse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er thut. Diese Beschäfftigungen haben ihm von Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kan es ihm ohne Ruhm nachsagen, daß er itzo, da er zwanzig Jahr alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weis, noch das geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn, so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Land-

gute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzo dem Verstande eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt; so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beyde sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott gewiß mit der Zeit eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meinung nach, zu einem Canonicat erfodert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der

Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfodert werden, und ich glaube, daß er in kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als itzo, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenchaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn. Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand: so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten

Sache, als das Sprüchwort ist: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station, und mancher große Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr, es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkoren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweifle

ich fast, daß ich solche hohe Cabriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand giebt, dem er ein Amt giebt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krüpel gesunde Gliedmaßen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verständiger Mañ werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüpel bliebe; so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weitem nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon; so

habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschicht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weis mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in so gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr, als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache!

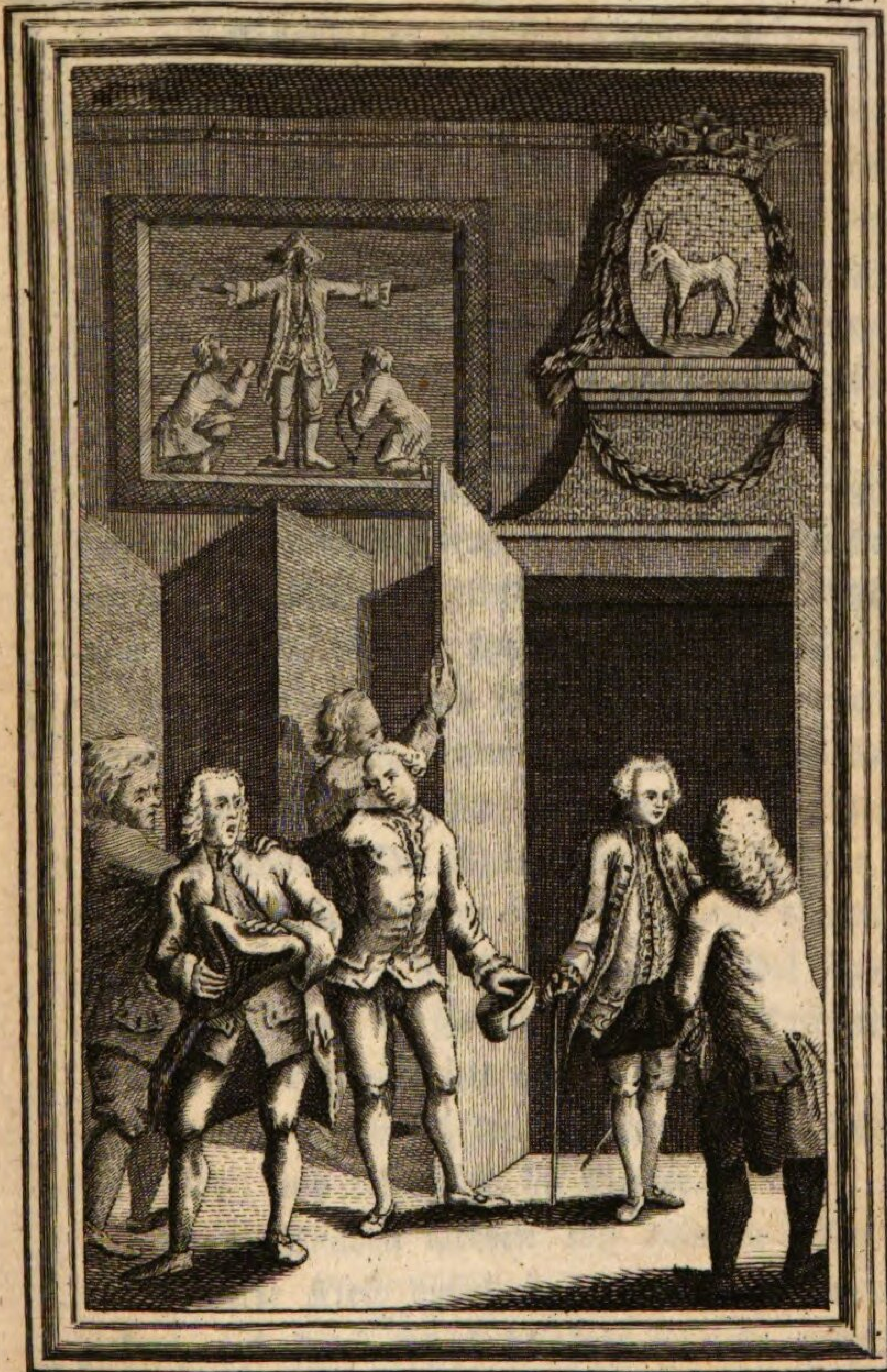
Kleider machen Leute.

IN diesen dreyen Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühen. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten mache. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann

in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Mann stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum ersten male wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer; so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner

Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lackey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! = = = Aber wäre es nicht möglich = = = Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von grossen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn

mit Gewalt von derselben weg, man reißt beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narrn, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen, Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Ar-



S.H. Grim delin. C.G.G. sc.

men über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äusserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne; und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Euere Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzu-

setzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! Die dreiste und unverschämte Mine ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge, in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit dieses gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narrn, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat.

Er erscheint das erstemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit ange, nehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilet die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekañt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf

die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der Gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stund, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervor springen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und rei-

22.

Grim delin. C.G.G. sculp.

chen Stoffen, aus welchen er Erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadlichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stak ein großes Packt schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin.

Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stilleschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen dienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterscheid auf. Oftmahls sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist

wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtige Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie

gehen sie nichts an, und ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als:
„ Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste
„ meiner unterthänigsten Devotion zu versichern.
„ Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu
„ gnädiger Protection. Das Vaterland bewun-
„ dert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags.
„ Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der
„ Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch vie-
„ le Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblick erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun,

will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein „reiches oder seidenes Kleid anziehen solle, bis „er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem „Ende allezeit die Quittung von dem Schneider „und Kaufmanne bey sich tragen.„ Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig, und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in ...... und bey vornehmen Versammlungen seyn!

Antons Panßa von Mancha Fortsetzung seiner Abhandlung von Sprüchwörtern.

Vorbericht *.

Herr Anton Panßa von Mancha ist über die Nachricht sehr aufgebracht worden, welche ihm der Verleger von der gleichgültigen Aufnahme und dem schlechten Vertriebe seiner Abhandlung von Sprüchwörtern gegeben hat. Er bedient sich des allgemeinen Rechts der Autoren, und spricht allen seinen Lesern ohne Barmherzigkeit den guten Geschmack, und auf allen Fall auch den Verstand ab. Er glaubt Recht dazu zu haben, weil er überzeugt ist, daß der Fehler nicht an ihm liege. Und

* Ward in der Monatschrift, in welche man dieses Sprüchwort im Jahre 1750 zum Versuche eingerückt, demselben vorgedruckt.

dennoch ist er so großmüthig, daß er seinen Lesern Zeit zur Besserung lassen, und es noch einmal versuchen will, ob er sie ganz verloren geben, oder vielleicht noch hoffen soll. Er hat den Verleger gebeten, die Abhandlung von dem Sprüchworte: Ehrlich währt am längsten, einzurücken. Er verspricht sich hievon einen bessern Erfolg, weil dieses praktischer ausgeführt sey, als die ersten beyden Sprüchwörter. Fände wider alles Vermuthen auch dieser Versuch keinen Beyfall, so will er entweder seine Hand von dem verstockten Publico ganz abziehen, und nicht eine Zeile mehr in seinem ganzen Leben schreiben; oder er will zwey Sprüchwörter ausführen, davon das eine wider den Staat, und das ander wider die Religion gerichtet seyn soll, um seinen Verächtern und unwitzigen Lesern zu zeigen, daß er, auch ohne ihren Beyfall, Geschicklichkeit genug habe, sich durch diejenigen Wege berühmt und unsterblich zu machen, welche nach dem itzigen allgemeinen Geschmacke, und die sichersten sind, bey einem kleinen Verstande und noch geringerm Witze vor andern bemerkt zu werden.

Ehrlich währt am längsten *.

Ich speiste in der letzten Ostermesse in einem Gasthause, und kam an einen Tisch zu sitzen, wo ich mir die Gesellschaft nicht sonderbarer hätte wählen können. Sie bestund aus einem Kaufmanne, welcher zween sehr vortheilhafte Bankerutte gemacht, und itzo in weit bessern Umständen steht, als seine betrognen Gläubiger. Der zweyte war ein Regimentsquartiermeister, der vor einiger Zeit die sämtlichen Regimentsgelder verspielt hatte, und ohne den vollgültigen Vorspruch seiner jungen und schöngebildeten Schwester gewiß würde haben hängen müssen. Der dritte war der Spieler, der ihm diese Gelder abgewonnen hatte, und nunmehr in der Messe aus bewegenden Ursachen seine Bekanntschaft von neuem suchte. Der vierte war ein Mann ohne Charakter, welcher aus einem benachbarten Lande hatte flüchtig werden müssen, weil er die ihm anvertrauten

* Dieses Sprüchwort ist ebenfalls im Jahr 1748 gefertigt, und im Jahr 1750 der obbenannten Monatsschrift eingeschaltet worden.

Mündel um das Ihrige gebracht, und in die elendeste Armuth gestürzt hatte. Der fünfte war ein Beamter, welcher mit dem Ministerio sehr unzufrieden war, daß es ihn abgesetzt, und seine Caution eingezogen hatte, und zwar um einiger Kleinigkeiten willen, da er mehr nicht versehen, als daß er die Depositengelder zu seiner eignen Nothdurft verwendet. Der sechste endlich war ein Doctor Juris, und ehedem berühmter Rechtsconsulent, welcher einige Jahre im Zuchthause zugebracht hatte, und dem nunmehr die Praxis auf Lebenszeit untersagt war. Ich habe die Ursache davon niemals errathen können; sie muß aber sehr wichtig gewesen seyn: denn wegen alltäglicher, und gemeiner Betrügereyen sind die Advocaten nicht gewohnt, ins Zuchthaus zu kommen. Ich habe angemerkt, daß dieser Doctor sich beständig zu obiger Gesellschaft hielt, und es schien, daß sie ihn auf den Fall ernährten, dafern einer oder der andre von ihnen eine Defension pro avertenda tortura brauchte, wovor sie nicht eine Stunde sicher waren. In dieser vortreflichen Gesellschaft brachte ich einige Stunden, nicht ohne

Erbauung zu. Aus ihren Gesprächen konnte man gleich abnehmen, daß es Männer waren, welche die große Welt kannten, und alles, was sie redeten, sprachen sie mit einer so dreisten Freymüthigkeit, daß ein Fremder nimmermehr darauf gefallen seyn würde, daß dieses Leute wären, welche nur so lange noch frey herum giengen, als es der Himmel und die Obrigkeit erlaubten.

Mitten unter den Gesprächen von verschiedenen Materien ihres Handwerks, ergriff der bankerutte Kaufmann ein Glas, und brachte die Gesundheit aus: Ehrlich währt am längsten! Ich erschrak, weil ich glaubte, es sey eine Satire auf die ganze Gesellschaft. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich sahe, daß die ganze Gesellschaft die Messer fallen ließ, nach den Gläsern fuhr, und mit einmüthiger Stimme rief: Ehrlich währt am längsten! Sie hatten unter dem Trinken bemerkt, daß ich bey dieser Gesundheit stutzte, und mein Glas etwas langsamer austrunk, als sie. Sie spotteten darüber, und fragten mich nach der Ursache meiner Unentschlüßigkeit, die ich dabey gezeigt hatte. Ich war nicht Willens, ihnen die Wahrheit zu sa-

gen, weil ich weis, daß niemand gefährlicher ist, als ein Schelm, der ehrlich seyn will. Ich wandte daher vor, daß ich bey mir selbst nachgedacht hätte, wo dieses Sprüchwort herkäme, und wie es gegründet wäre. Wissen Sie das nicht? rief der bankerutte Kaufmann: das will ich Ihnen sagen. Alle Sachen, die man nicht sehr braucht, währen am längsten; denn sie werden am wenigsten abgenutz. Dieser Ladenwitz brachte unsern ganzen Tisch in Bewegung, und die ehrliche Gesellschaft konnte sich kaum vor Lachen fassen. Sie haben, hol mich der Teufel! Recht, schwur der Regimentsquartiermeister, und lachte von frischem so stark, daß man kaum die Musikanten hören konnte. Der Spieler, welcher noch etwas feiner war, schien damit nicht zufrieden zu seyn, sondern verlangte eine genauere Bestimmung des Worts Erlich, nicht darum, wie er sagte, als ob er nicht wüßte, was ehrlich wäre, sondern weil er sich in keinen Streit einlassen wollte, bevor ein ieder in der Gesellschaft seine eigentliche Meinung davon gesagt hätte, damit nicht die ganze Sache zuletzt auf einen Wortstreit hinaus laufen möchte. Verba valent, sicut numi, antwortete der

geflüchtete Vormund. Ich weis nicht, was hier zu Lande Mode ist. Bey uns währt ehrlich am längsten, weil es eine Gesundheit ist, und Gesundheiten trinkt man, weil man dabey Gelegenheit hat, einmal zu trinken, nicht aber, daß man pedantische Untersuchungen darüber anstellen wolle. So gar pedantisch nicht, als Sie meinen, versetzte der Doctor. Das Wort Erlich wird in zweyerley Verstande gebraucht: terminative, und applicative. Was Ehrlich terminative heißt, das weis auch der Pöbel, und weil er mehr davon nicht weis, so ist er eben der Pöbel. Applicative ehrlich sind diejenigen, welche eine Sache cum grano salis ansehen. Und da alles, was in der Welt ist, dem Menschen zum Besten erschaffen ist; so ist auch die Ehrlichkeit dem Menschen zum Besten gegeben. Sie ist ein Mittel, zu unserm Zwecke zu gelangen. So bald wir finden, daß sie unserm Zwecke zuwider ist, so wäre es eine Thorheit, sich ungeschickter Mittel zu bedienen; und diese Thorheit begeht niemand, als der Pöbel, der nicht verstehet, quid juris. Und das von Rechtswegen, rief der abgesetzte Beamte, und suchte durch eine ernsthafte Amtsmiene seinem gesprochenen Urtheile das Gewicht zu geben. Ich

war der einzige, der seine Meinung noch nicht gesagt hatte. Man verlangte sie von mir, und ich antwortete, daß diese Gesundheit nichts mehr sagen wollte, als die, wenn man trinkt: Es gehe dem Könige und dem Lande wohl! Ich wäre in Gesellschaften gewesen, wo diese Gesundheit von Leuten getrunken worden wäre, welche den König und das Land betrogen hätten. Daß läßt sich hören, meinten sie, und der Amtmann gähnte. Eine dicke Tyrolerinn, welche meiner kritischen Gesellschaft in die Hände fiel, unterbrach unsere Wortforschung, und wir giengen aus einander.

So bald ich in mein Quartier kam, suchte ich meinen verhungerten Patrioten auf, der mit mir in einem Hause wohnt. Ich kletterte nicht ohne Lebensgefahr fünf Treppen hinauf, wo er in einer Kammer unter dem Dache wohnt. Ich traf ihn eben bey der Abendmahlzeit an, da er einen Hering voll Verdruß über die verderbte Welt, doch mit ziemlichem Appetit verzehrte. Ich erzählte ihm die Ursachen meines so späten Besuchs, über den er sich zu wundern schien. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Gesellschaft, und von den neuen Wahrheiten, die ein ieder von ihnen bey dem

Sprüchworte ausfindig gemacht hatte.

„Da sehn Sie es, sagte er; nun werden Sie mir „bald Recht geben. Sie sind nur zufälliger Weise „in eine Gesellschaft von sechs Personen gekommen, „wo nicht ein ehrlicher Mann dabey gewesen, und „wo der ehrlichste verdient, in der Bütteley, und „nicht auf diesem Saahle zu essen. Habe ich nun „wohl Unrecht, daß ich alle Gesellschaften so sorg„fältig meide? Wer noch ein redliches Herz, und „einen Tropfen patriotisches Blut in Adern hat, „der kann dergleichen Frevel ohne innerlichen Jam„mer nicht ansehen. Diese ganze Gesellschaft nährt „sich von den erpreßten Raubereyen unglückseliger „Mitbürger, welche kaum Wasser und Brodt zu „der Zeit haben, da ihre Henker beym Weine und „bey den niedlichsten Speisen über die Ehrlichkeit „der unterdrückten Unschuld spotten. An den Pran„ger sollte man diese Nichtswürdigen stellen; aber „nein, man verehrt sie noch, man schmeichelt ihnen, „und ieder sucht seinen Antheil von ihrer gemachten „Beute zu erhaschen. Man giebt ihnen Gelegen„heit, ihre Bosheit noch höher zu treiben, man „erhebt sie zu Ehrenämtern, man besoldet sie wohl „für ihre Spitzbübereyen, und läßt dagegen andere

„in Kummer und Elend schmachten; redliche Män-
„ner, welche ihr Leben fürs Vaterland aufopfern,
„ihren letzten Blutstropfen für den König und die
„Unterthanen mit Freuden hingeben würden; auf-
„richtige Patrioten läßt man verhungern. Ich rede
„nicht von mir, noch von dem Unrechte, das man
„mir bey meinen redlichsten Absichten angethan hat.
„Ich übersehe es mit Großmuth, und habe gelernt,
„mit meinen Umständen zufrieden zu seyn. Wie
„gesagt, ich rede nicht von mir, noch von meinen
„übelbelohnten Verdiensten. Niemals aber kann
„ich gleichgültig bleiben, wenn ich höre, daß die
„Unschuld darbt, und die Verruchten sich blähen.
„Durchgehen Sie unsere Stadt itzo, da in der Messe
„Leute von allen Orten zusammen kommen. Su-
„chen Sie mir den redlichen Patrioten, den Mann,
„dessen größter Ruhm in der Ehrlichkeit besteht,
„den Mann ohne Falschheit. Suchen Sie ihn;
„aber übereilen Sie Sich nicht. Der geringste Kra-
„mer, welcher sein ganzes Vermögen auf dem Rü-
„cken herum trägt, ist abgerichtet, den andern
„durch Freundlichkeit, durch Zureden, durch un-
„gestümes Bitten zu betrügen; und daß dieser nur
„in Kleinigkeiten betrügt, davon hält ihn nicht

„sein Gewissen, nein sein Unvermögen, seine Ar„muth hält ihn ab. Er geht niemals vor dem Laden „eines großen Kaufmanns vorbey, ohne eifersüchtig „zu seyn, daß dieser oder seine Aeltern ein größeres „Vermögen zusammenbetrogen haben, als er ie„mals hoffen kann. Inzwischen thut er doch in „seinem Herzen die Gelübde, sich und seinen Kin„dern zum Besten, so lange zu betrügen, bis er „auch ein angesehener Kaufmann werden kann. „Kleine Schelme entschuldige ich noch immer eher, „als Schelme von Stande; diese schaden mehr, „und werden seltner bestraft. Noch diesen Vor„mittag habe ich einen elenden Kerl in das Gefäng„niß führen sehen, welcher aus Hunger, und wie „ich nachdem erfuhr, aus äusserster Bedürfniß, „worinnen er sich mit seiner Frau, und einigen un„erzognen Kindern befindet, sich hatte gelüsten las„sen, einem königlichen Beamten die Börse aus „der Tasche zu ziehen. Dieser merkte den Dieb„stahl, ergriff ihn bey den Haaren, und hielt ihn „so fest, bis die Stadtwache dazu kam. Der Kerl „verdient seine Strafe, es ist wahr; ich kenne aber „auch den Beamten, welcher der größte Bösewicht „im Lande ist, und unter dem scheinbaren Vor-

S. H. Grimm inv: C. G. G. sculp:

„wande, das landesherrschaftliche Interesse zu be„obachten, Steuern und Gaben der Verfassung ge„mäß einzutreiben, und die Justiz zu befördern, „eine ganze Pflege seufzender Unterthanen mit seiner „legalen, und schreibenden Bande plündert. Das „Geld, welches der Unglückselige ihm entwenden „wollte, war ein Theil der erpreßten Beute; und „wen alle diejenigen, welche zu diesem Raube das „Ihrige beytragen müssen, die Freyheit gehabt „hätten, diesen ungerechten Haushalter auch so, „wie er seinem Diebe that, in gefängliche Haft zu „bringen, so würden hundert Hände nicht zugereicht „haben. Mit einem Worte: Kleine Diebe über„liefert man der strafenden Gerechtigkeit; vor Haupt„dieben zieht man den Hut mit Ehrfurcht ab. Das „ist noch nichts; die Zeiten werden noch viel schlim„mer werden. Unsere Jugend ist schon itzt so bos„haft, als ihre Väter; wie weit wird sie es nicht „künftig bringen! In den ersten Jahren gewöhnt „man die Kinder zur Verstellung, bey zunehmendem „Alter wird eine Falschheit daraus, welche in den „männlichen Jahren in eine berufsmäßige Betrüge„rey ausbricht. Aber sie sehen es nicht besser in „dem Hause ihrer Aeltern, wo der Vater alle die-

„jenigen, mit denen er zu thun hat, die Mutter
„den Vater betrügt, und wo es bey einer so ver-
„derbten Zucht die Kinder so weit bringen, daß sie
„im Stande sind, Vater und Mutter zu betrügen!
„Herr Panßa, ach lieber Herr Panßa, was für
„eine Nachwelt; was für Zeiten werden daraus
„werden! O wie glücklich ist derjenige, welcher
„sie nicht erlebt! Und wie glücklich sind wir beyde,
„die wir nach dem ordentlichen Laufe der Natur den
„größten Theil unserer Jahre in dieser falschen be-
„trügerischen Welt schon durchgelebt haben! Wie
„blind ist die Welt! Wie wenig versteht sie ihr
„wahres Glück! Wir suchen tausend Abwege, das-
„jenige Glück zu erlangen, welches unsere Zu-
„friedenheit befördern soll. Wir arbeiten uns durch
„eine nicht zu übersehende Menge von Widerwärtig-
„keiten durch; wir ertragen Frost und Hitze; wir
„stellen uns der größten Beschimpfung, den em-
„pfindlichsten Vorwürfen unsers eignen Gewissens
„bloß, und warum dieses alles? Damit nach un-
„serm Tode, oder wohl gar noch bey unserm Leben,
„die Welt sagen möge: Das war ein Schelm!
„Mit welcher Gemüthsruhe, mit was für Zufrie-
„denheit

„denheit würden unsere Tage vorbey fliessen, wenn „wir um nichts besorgt wären, als den Namen „eines ehrlichen Mannes, eines rechtschaffenen Pa„trioten zu erlangen! Dazu gehört die Unruhe, die „Mühe, die Gefahr bey weitem nicht, welche er„fodert wird, ein Betrüger zu heißen. Wir dürfen „nur reden, wie wirs meinen, thun, was wir „versprechen, und andern diejenige Billigkeit wieder„fahren lassen, die ein ieder von dem andern er„wartet. Wir sind überzeugt, daß mir uns nicht „glücklich machen können, ohne die Beyhülfe un„sers Mitbürgers. Wir sind niederträchtig genug, „solche mit den größten Schmeicheleyen zu verlangen. „Wir versprechen ihm dagegen alle Dienstfertigkeit, „alle Freundschaft von unsrer Seite, und haben „doch die Absicht, ihn zu betrügen. Unser Mit„bürger denkt auch so. Er schmeichelt uns, er ver„spricht uns, er schwört uns Freundschaft und „Redlichkeit zu. Wir betrügen beyde einander. „Keiner traut dem andern. Wir scheuen uns einer „vor dem andern. Keiner erlangt sein Glück, wel„ches von einer beyderseitigen Hülfe abhängt. Und „wenn auch der eine von uns zu seinem grossen

„Endzwecke, zu seinem gesuchten Glücke gekommen „zu seyn scheint; so ist es gewiß nur derjenige, wel„cher den andern an Bosheit und Schelmerey über„troffen hat. Aber dieses Glück ist mit einer be„ständigen Angst und Sorge verknüpft. Alle Augen„blicke muß er gewärtig seyn, daß ihn ein andrer „darum bringt, welcher in der Kunst zu betrügen „ihn übertrifft. Und dieses geschieht allemahl. Wie „ruhig muß ein Mann seyn, welcher das Vermögen „hat, andern redlich zu dienen, und ihnen mit „Freuden dient; Es bittet ihn ein anderer redlicher „Mann um seine Hülfe. Er hilft ihm durch einen „aufrichtigen Rath, durch einen zu rechter Zeit ein„gelegten Vorspruch bey den Obern, er hilft ihm „mit seinem Vermögen, und macht dadurch ihn, „und seine ganze Familie glücklich. So viele er „glücklich gemacht hat, so viele aufrichtige Freunde „hat er sich erworben. Alle eifern um die Wette, „erkenntlich zu seyn, und sein Glück wieder zu be„fördern. In allen Gesellschaften rühmen sie diesen „ehrlichen Mann; wider alle seine Feinde vertheidi„gen sie ihn. Sie warnen ihn, so bald sie merken, „daß etwas zu seinem Schaden geschmiedet wird. „Sie wagen ihr ganzes Vermögen daran, ihn von

„dem Unglücke zu retten, das ihm bevorsteht. Sie „freuen sich, wenn er ihm entgangen ist. Und wenn „auch, wie es immer geht, die Bosheit ihn auf „einige Zeit niederdrückt; so beweinen sie sein Un„glück mit redlichen Thränen, und erwarten den „Augenblick mit ängstlicher Ungeduld, welcher nie„mals aussen bleibt, die Unschuld zu retten, und „die Redlichkeit zu krönen. Sind die Vortheile „so wichtig, wenn Privatpersonen es ehrlich mit „einander meinen; wie viel größer muß die Zu„friedenheit bey denenjenigen seyn, welche das Glück „auf einen Posten gestellt hat, wo sie viel tausend „Menschen bloß durch ihre Redlichkeit glücklich „machen können? Ein ieder, der ihm begegnet, „und den er auch nicht kennt, ist sein Freund und „Beschützer, weil er durch seine Vermittelung „einen Theil des Glücks erlangt hat, welches er „einem ganzen Lande zuströmen lassen. Tausend „Familien liegen täglich auf den Knieen, und beten „für das Wohl eines solchen Mannes. Tausend „sind untröstbar, wenn ihn Neid und Verleumdung „von dem Posten verdrängen, den er so rühmlich „bekleidet hat. Doch wie ruhig muß ein solcher

„redlicher Patriot den letzten Augenblick seines Le-
„bens erwarten, wenn er sich so vieler großmü-
„thigen Thaten bewußt ist; wenn er weis, daß
„ein ganzes Land bey seinem Grabe Thränen weint,
„Thränen, welche von Dankbegierde und von Liebe
„herrüren! Kostbare Thränen! wenn er glauben
„kann, daß nicht einer unter dem Volke ist, welcher
„nicht willig seyn sollte, mit seinem Leben das Le-
„ben des redlichen Mannes, dieses Vaters des
„Vaterlandes zu erkaufen; wenn er gewiß hoffen
„kann, daß noch die Enkel seiner Mitbürger durch
„ihn glücklich werden müssen! Wie unendlich kost-
„bar ist eine Minute von dem Leben dieses wackern
„Mannes, gegen eine lange Reihe nagender Jahre,
„in denen sich ein vornehmer Bösewicht ängstigen
„muß, welcher Seufzer der Unterthanen erpreßt,
„das Armuth der Stadt verschwendet, und sein
„ungewißes Glück auf das Unglück ganzer Familien
„baut! Unter den tiefsten Verehrungen flucht ihm
„der Mund der gedruckten Unschuld, und fleht
„den Himmel um Rache, wider diesen Betrüger
„an. Selbst diejenigen, welche bey seinem Ueber-
„flusse - - - und trunkenen Ehrfurcht - - - das präch-
„tigste Leichengrüste - - - und allenfalls eine gekün-

„stelte ‥‥ sie sehen jenes als ein Schavot an‥‥ „der verfluchte Ueberrest des Bösewichts ‥‥ wenn „ich bedenke, daß zweyerley Umstände ‥‥„

Ich weis nicht mehr, was mein Patriot in seinem Eifer gesagt hat. Ich schlief ganz natürlicher Weise über seiner Predigt ein. Selbst die letzten Vaterlandsgedanken hörte ich nur halb im Schlafe. Ich habe sie so gebrochen hergesetzt, wie ich sie hörte, und ich schlief so lange fort, bis mich der Wachsstock an die Finger brannte. Ich erwachte darüber, und hörte, daß er immer fortredete. Er hatte vor grossem Eifer nicht gemerkt, daß ich eingeschlafen war. Ich war nicht im Stande mich zu ermuntern. Ich stund auf, und sagte: Ja ja, auf diese zweyerley Umstände kömmt es freylich an, und wünschte ihm eine gute Nacht. Sie sind schläfrig, wie ich merke, antwortete er; morgen wollen wir weiter davon reden, und ich will Ihnen das Buch hinunter bringen, wovon ich itzo gedacht habe. Schlafen Sie wohl!

Ich bin mit dem übertriebenen Eifer meines Patrioten nicht allemal zufrieden. Er sieht die Welt an, wie es die alten Betschwestern machen,

welche über alle Sünden seufzen, weil man ihren abgelebten Jahren die Gelegenheit benimmt, mit zu sündigen; ich aber mache es, wie eine bejahrte Bulschwester, welche auch unter den Runzelen hervor liebäugelt, und nicht eifersüchtig ist, wenn andre sich vergnügen. Ich finde diese Gelassenheit meiner Gesundheit sehr zuträglich. Die meiste Zeit bin ich mit der welt wohl zufrieden. Ich mache es, wie ich es auf dem Postwagen mache, wo ich niemals misvergnügter bin, als wenn ich allein fahre, und wo ich mich mit einem ieden Reisenden, der neben mir sitzt, in Bekanntschaft und Gespräche einlasse, wenn er auch ausserdem so beschaffen ist, daß ich zu Hause seine Gesellschaft gewiß meiden würde.

Ich bleibe dabey, daß es nirgends ehrlicher zugeht, als in der Welt, und daß man sehr behutsam seyn muß, wenn mau andern ihre Redlichkeit streitig machen will. Wie viel gehört dazu, einen Gelehrten zu überführen, daß er nichs versteht? Keine Frauensperson, sie mag auch noch so frey leben, ist eine Hure, ehe sie zu Falle kömmt. Sollte es etwas so leichtes seyn, einem nachzusagen, daß er nicht redlich, daß er ein Schelm sey? Ich will

beweisen, daß nur wenig Menschen diesen Titel verdienen, und daß es mehr Redliche in der Welt giebt, als man immermehr glauben sollte.

Den ganzen Grund meines Beweises setze ich darauf: Vor unsern Gerichten darf kein Dieb zum Strange verurtheilt werden, wenn er nicht sein Verbrechen gesteht, und dessen überführt ist. Da nun, wie bekannt ist, die Richter die billigsten Leute in der Welt sind; so haben wir Ursache, diese Gerechtigkeit nachzuahmen. Jeder Mitbürger hat sich in dergleichen Fällen als ein Richter, und seinen verdächtigen Nächsten als einen Delinquenten anzusehen, welcher eher nicht verdammt werden darf, bis er seiner Unredlichkeit überführt ist; noch mehr, bis sein eignes Geständniß da ist, daß er ein Schelm sey. Dieses ist der Grund, worauf ich den ganzen Bau meines Beweises setze, und mich dünkt, er ist fest genug.

Es giebt nur wenig Elende, welche ihre Betrügereyen vor Gerichte gestehen, und weil sie so thöricht sind, so werden sie andern zum exempel bestraft. Wie viele Männer werder künftig, vielleicht wider ihr eignes Vermuthen, als redliche

Männer gelten, da ich nicht zulasse, daß iemand ein Schelm sey, der es nicht selbst gesteht? und ich wollte fast wetten, daß nicht ein einziger unter ihnen so truherzig seyn werde, dieses zu gestehen.

Wenn meine Leser von dieser großen Wahrheit überzeigt sind, wie ich hoffe, daß sie es durch einen so klaren Beweis nunmehr seyn werden; können sie sich in die grosse Welt sicher wagen, ohne zu befürchten, daß ihnen ein Schelm begegnen werde. Ich verspreche mir eine ansehnliche Belohnung für diese Entdeckung, da ich mich einer unzählichen Menge Männer annehme, deren Redlichkeit bisher ziemlich verdächtig gewesen ist. Sie dürfen sich nur hüten zu gestehen, daß sie Betrüger sind, so wird es ihnen nichts schaden, wenn sie auch ihrer Betrügereyen sonnenklar überführt wären.

Ich bin schon so glücklich gewesen, durch diese heilsame Erfindung mir einen Vornehmen von Adel zum Freunde zu machen, welcher aus Verzweiflung im begriffe war, zu gestehen, daß er ein Betrüger sey, weil es ihm alle Welt unter die Augen sagte. Er hatte seiner Gemahlinn ein ansehnliches Vermögen mit Spielen und lüderlicher Gesellschaft verwendet, und sich dennoch immerzu des Namens

eines redlichen Gemahls und zärtlichen Vaters angemaßt, ob es sich gleich zuletzt zeigte, daß er keines von beyden gewesen war. Er hatte Gelder aufgenommen, und bey Cavalierparole versprochen, sie wieder zu bezahlen. Seine schriftlichen Versicherungen und Wechsel schloß er allezeit mit den Worten: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe. Dem ungeachtet war weder seine Cavalierparole, noch die eidliche Versicherung vermögend gewesen, ihn zu bewegen, daß er seine einfältigen Gläubiger bezahlt hätte. Der Concurs brach aus. Kein einziger, ausgenommen der Richter, erhielten dabey, was sie zu fodern hatten. War etwas natürlicher, als daß alle Welt sagte, daß dieser Cavalier ein unredlicher Gemahl, ein grausamer Vater, ein zu verabscheuender Betrüger sey? Im ganzen Lande gab man ihm diesen Titel. Ich habe ihn gerettet! Ich warnte ihn, nicht das geringste einzugestehen. Einen Theil der Wechsel schwur er großmüthig ab, und für die übrigen Schulden waren Unglücksfälle genug da, auf welche er sich berufen konnte. Die Welt hat es mir, vornemlich aber der Geschicklichkeit seines Advo-

caten, zudanken, daß sie nunmehr einen ehrlichen Mann mehr hat. Und wenn, wie die Rechte sagen, derjenige der Ehrlichste ist, welcher seine Ehrlichkeit unter den Händen des Scharfrichters, und bey der Tortur behauptet hat; so ist niemand ehrlicher, als mein Cavalier, wider den schon fünf Volumina Acten zeugten, daß er ein Betrüger sey, und welcher doch nunmehr, Trotz allen Gesetzen, in Sicherheit ist, daß niemand, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, es wagen darf, ihn also zu nennen. Kurz, er gestund es nicht, und darum blieb er der ehrliche Mann, der er vorher gewesen war. Es besteht diese Ehrlichkeit nicht etwan nur in einer bloßen Einbildung. Nein, der ganze benachbarte Adel ist davon überführt. Er behauptet nach, wie vor, einen ganz ansehnlichen Charakter, den er sonst führte. Er heißt noch immer Seine Gnaden. Selbst diejenigen, die er betrogen hat, wenn ich mich in der Sprache des bürgerlichen Pöbels bedienen darf, sind genöthigt, zu bekennen, daß sie unterthänige Diener von ihm sind; sie empfehlen sich seiner hohen Protection demuthsvoll. Sein Pfarrer bittet alle Sonntage öffentlich Gott für sein kostbares Leben. Man

Man sieht ihn mit Vergnügen, wenn er in Gesellschaft kömmt, und räumt ihm eine Stelle ein, welcher sich ein gemeiner Mann, wenn er auch noch so ehrlich wäre, niemals anmaßen dürfte. Er bleibt der artige Herr, der er sonst gewesen ist. Die gnädigen Fräulein lächeln, wenn er ihnen die Hände küßt. Der Landadel erkundigt sich, ob etwas zu seinem gnädigen Befehle sey. Er borgt wieder, er verpfändet seine Cavalierparole von neuem; mit einem Worte: er ist der ehrlichste Mann von der Welt: er, welcher schon ein rechtskräftiger Betrüger war! Und woher alles dieses? Er gestand seine Betrügereyen nicht, und blieb ehrlich!

Die Klagen der Milzsüchtigen sind allgemein, daß unter Freunden weder Treu noch Glauben, noch Redlichkeit mehr sey. Diese Klagen sind ungerecht. Wenigstens werden sie künftig überflüßig seyn. Denn durch meine liebreiche Vermittelung wird es nunmehr so weit kommen, daß man nicht mehr wissen wird, wo man mit allen Freunden hin soll. Ich verlange, niemanden für einen falschen Freund zu halten, der es nicht zugesteht, daß er es ist. Es ist billig, was ich verlange,

und nur mir hat man es zu danken, daß künftig alles von Freunden wimmeln wird. Glückseelige Zeiten, welche unsere Vorfahren nicht erlebten, und um welche uns jener kleinmüthige Weise sehr beneiden würde, welcher sich nicht einmal getraute, ein kleines Häuschen voll Freunde zusammen zu bringen! So weit wird es kommen, daß man sich nicht sicher auf die Gasse wagen darf, ohne zu besorgen, daß man unter den zärtlichen Umarmungen redlicher Freunde erſticke.

An keinen Ort gehe ich lieber hin, als in Auerbachs Hof zu Leipzig. Das ist in der Messe der rechte Sitz von Freundschaft! Wie küßt man, wie umarmt man einander! Sonst glaubte man vielleicht, es wären Verstellungen, falsche Complimente, kaltsinnige Freundschaftsbezeugungen, wohl gar gefährliche Schmeicheleyen; wie gesagt, sonst glaubte man vielleicht dieses. Aber von der nächsten Messe an, wird man ganz andere Meinungen hegen, da ich die Welt so überzeugend belehrt habe, daß keiner ein falscher Freund heißen könne, der es nicht selbst gestehe.

Ueberhaupt habe ich angemerkt, daß der Mensch unter allen Thieren am artigsten zu leben weis.

Wir freuen uns, wenn wir einander gesund sehen, wenn wir erfahren, daß es uns wohl geht. Wie viel Wünsche verschwenden wir bey dem Wechsel des Jahrs, bey feyerlichen Tagen, und sonst! Ein Fremder, der zum ersten male zu uns kömmt, sollte schwören, daß das ganze Land mit unterthänigen, mit gehorsamen, mit ergebensten Dienern bevölkert, und nicht einer darunter wäre, welcher dem andern etwas zu befehlen hätte. Es ist wahr, man hat uns Schuld gegeben, daß dieses alles nichtsbedeutende Worte wären; daß derjenige den meisten Hochmuth besäße, der am unterthänigsten grüßte, und daß die im Herzen uns gemeiniglich verfluchten, welche uns mit dem Munde das meiste Gute wünschten. Diese Beschuldigungen sind ungerecht, und ich hoffe, sie werden wegfallen, so bald mein Grundsatz wird bekannt und allgemein werden. Es ist ohnedem unverantwortlich, von der Freundschaftsbezeugung und den Complimenten so leichtsinnig zu urtheilen, als viele bisher gethan haben. Der Mensch, wenigstens der Mensch, der, nach unsrer Art zu reden, zu leben weis, hat ausser den Complimenten, so gar wenig Vorzüge vor den übrigen Thie-

ren. Will man ihm auch diese Vorzüge rauben; wie unglücklich wird er seyn! Und will man ihm gar zur Last legen, daß er diese Vorzüge nur gebrauche, andere zu betrügen, und unglücklich zu machen; wie tief setzen wir alsdann den Menschen unter das Vieh herab! Hätte ich wohl etwas rühmlichers thun können, als daß ich die Ehre des größten Theils des menschlichen Geschlechts auf eine so überzeugende Art gerettet habe?

Weil die Gelehrten die wenigsten male unter die Menschen gerechnet werden, welche zu leben wissen; so muß ich ihrer hier ausdrücklich gedenken. Sie sind mir eben die Verbindlichkeit schuldig, welche ich von den übrigen Theilen vernünftiger Creaturen erwarte. Man hat die meisten von ihnen in dem Verdachte gehabt, daß sie in ihrer Art so wenig redlich sind, als andere. Künftig darf man ihnen diesen Ruhm nicht streitig machen, und das haben sie mir zu danken. Nunmehr können sie von ihrer großen Belesenheit, von ihrer Unpartheylichkeit, von ihrem Eifer für das gemeine Beste, von dem wichtigen Nutzen reden, mit welchem sie durch ihre Schriften ein ganzes Land beseligen. Man ist schuldig, es ihnen zu glau-

ben. Keiner wird mehr ein Pedant seyn, der es nicht selbst von sich sagt; keiner wird sich des Vorwurfs einer dummen Unwissenheit wider seinen ausdrücklichen Willen befürchten dürfen. Alle Vorreden werden untrügliche Zeugnisse ihrer wichtigen Verdienste, ihrer gründlichen Wissenschaften, und ihrer Demuth werden, welche man bisher für lächerliche Großsprechereyen gehalten hat; und alle Zueignungsschriften werden unparteyische Denckmäler ihrer Ehrfurcht gegen ihre Mäcenaten seyn, welche zeither niemand lesen mögen, weil man in dem Vorurtheile stund, daß es niederträchtige und eigennützige Schmeicheleyen wären.

So weit kann ich allein es bringen, und wie glücklich wäre die Welt, wenn ein jeder sich des gemeinen Wesens so sorgfältig annähme, als ich es thue, da ich bewiesen habe, daß keines Menschen Ehrlichkeit uns eher verdächtig seyn darf, bis er uns das Gegentheil selbst zugesteht;

Der geneigte Leser wird mir großgünstig erlauben, daß ich mich hier ein wenig erhole. Dieser Beweis von der Ehrlichkeit meiner Mitbürger ist mir sehr schwer geworden. Es war ein ver-

zweifelter Handel, den ich unternahm, und ich habe mich ganz aus dem Athem demonstrirt. Aber was thut man nicht dem Vaterlande zum Besten?

Nun will ich wieder fortfahren. Da ich diese große Wahrheit ausgeführt, und vest gestellet habe, daß niemand ein Schelm ist, als wer es selbst von sich gesteht; so wird es meinen Lesern nicht mehr parador vorkommen, wenn ich behaupte, daß ehrlich am längsten währt. Dieses giebt uns den Schlüssel zu tausend Begebenheiten, bey welchen man lieber den Himmel einer Ungerechtigkeit und zaudernden Rache beschuldigen möchte. Ich will hier ein alphabetisches Verzeichniß der berühmtesten Männer unserer Zeit einrücken, von denen, ausser ihnen, alle Welt versichert, daß sie die größten Schelme und Betrüger sind, und die doch in so vergnügten und glücklichen Umständen leben, daß sie nicht nöthig haben, auf dergleichen Vorwürfe zu achten, welche ihnen ohnedem, wegen ihrer in Händen habenden Gewalt, niemand ins Gesicht sagen darf. Sie werden mir verzeihen, daß ich ihre Namen der Welt bekannter mache. Da sie es niemals

niemals zugestehen, daß sie Betrüger sind, so zweifle ich nicht eine Minute an ihrer Ehrlichkeit. Sie haben sich einer des andern nicht zu schämen, weil gewiß einer so ehrlich ist, wie der andre; und ich habe gegen ihre Glücksumstände so viele Hochachtung, daß ich mir nichts vortheilhafteres wünschen kann, als ihr hohes Wohlwollen und ihre Freundschaft. Ich werde mich der Kürze, so viel möglich ist, und so viel es ohne Abbruch der Wahrheit geschehen kann, befleißigen.

Seine Hochwürdige Gnaden · · · · · ·
· · · · · · · · · · · · · · · · · · ·
· · · · · · · · · · · · · · · · · *

* So geht es, wenn man uns Autoren nicht die gehörige Freyheit läßt, die für die schönen Wissenschaften doch so unentbehrlich ist. Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erst alle Bücher muß censiren lassen. Ich bin im Namen meines Verlegers ganz untröstbar, daß mir hier eine der schönsten und wichtigsten Stellen weggestrichen worden ist. Ich hatte das alphabetische Verzeich-

niß nach den drey Hauptständen eingetheilt. Jeder Stand nahm etliche Bogen ein, und ich versprach alle Jahre noch eine kleine Nachlese von den jungen Betrügern, welche uns jährlich zuwachsen. Es hätte dieses auch alle Messen etliche Bogen betragen können, und mein unglückseliger Verleger hatte schon einen vortheilhaften Ueberschlag gemacht, wie viel er verdienen würde, wenn er in zwanzig Jahren das ganze Werk in Format des Theatri Europæi zusammen drucken ließe. Aber leider! die ganze Rechnung war vergebens. Aller triftigen Vorstellungen ungeachtet war es nicht möglich, es durch die Censur zu bringen. Ich meines Orts verliere am wenigsten dabey. Mein Entschluß ist schon gefaßt. Künftige Messe will ich dieses Verzeichniß als ein besonders Werk zu Basel in groß Octav drucken lassen. Auf jedes Exemplar werden zwey und vierzig Kreuzer pränumerirt. Für jede Nachlese, welche ordentlich kommen soll, werden zwölf Kreuzer gezahlt. Wer zehn angesehene und glückliche Betrüger mit ihrem umständlichen Charakter einsendet, erhält ein

Bey dieser Gelegenheit muß ich eine Thorheit bekennen, welche vielleicht nur um deswillen noch zu vergeben ist, weil ich sie so aufrichtig bekenne. Ehe ich noch die vortheilhafte Wahrheit ausfindig gemacht hatte, daß keiner ein Schelm sey, der es nicht selbst bekenne, und daß alle Leute

Exemplar auf Schreibepapier umsonst. Geht das Werk gut ab, wie ich gewiß hoffe; so verspricht der dasige Verleger, bey der neuen Auflage die vornehmsten Betrüger in Kupfer stechen zu lassen. Es wird mir ein Gefallen geschehen, wenn man mir von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, was der eine oder der andere für ein Ende genommen hat. Es kann geschehen, daß viele davon auf dem Rabensteine sterben, oder sich selbst erhängen; und es soll mir sehr lieb seyn, weil ich dadurch Gelegenheit erhalte, dieses Werk lustig, und zugleich erbaulich zu machen, da ich mir Mühe geben werde, von einem jeden derselben die Umstände seines Todes und seiner Aufführung dabey, so genau als möglich ist, zu beschreiben.

ehrlich wären, welche es von sich selbst sagten; so war ich mit der ganzen Welt misvergnügt. Beständig fand ich an meinen Mitbürgern etwas zu meistern. Es kam mir vor, als gienge man mit vereinten Kräften darauf um, wie man die Ehrlichkeit ohne alles Erbarmen völlig ausrotten wollte. Es gieng mir, wie es abergläubischen und furchtsamen Leuten geht, welche immer Gespenster sehen, wo keine sind. Ich glaubte, daß man in diesem Unternehmen schon sehr weit gekommen wäre, und es sey hohe Zeit, sich der guten Ehrlichkeit anzunehmen, wenn es nicht in kurzem ganz vergebens seyn sollte. In diesem unbedachten Eifer setzte ich mich nieder, mein Vaterland aus dem Verderben zu retten, es koste auch, was es wolle. Ich glaubte sehr weislich zu handeln, wenn ich mehr als eine Wunde auf einmal verbände, und nahm mir daher vor, besonders drey Sachen zu vertheidigen, deren, wie ich glaubte, sich kein Mensch mehr annähme. Mit einem Worte, ich entwarf eine Schrift, worinnen ich meinen verirrten Mitbürgern sehr patriotisch zu Gemüthe führte, wie unrecht sie thäten, daß sie das sechste Gebot aufheben, die Ehrlichkeit ganz

und gar vertilgen, und den Sonntag abschaffen wollten. In kurzer Zeit hatte ich so viel zusammen geschrieben, daß es ein ziemliches Octavbändchen hätte werden können, wenn es gedrukt worden wäre. So weit kan sich ein Mensch vergehen, der die Welt nicht kennt; und so vieles Unrecht kann man seinem Nächsten anthun, wenn man, von Vorurtheilen eingenommen, ihn nur nach dem Aeusserlichen beurtheilt! Zu meinem größten Glücke fand ich keinen Verleger. Sie entschuldigten sich alle: das Werkchen würde nicht gehen, es würden sich keine Käufer finden, man würde es für eine Schrift wider den Staat ansehen, und es sey gefährlich, dergleichen Verlag zu unternehmen. Ich würde viele von den Großen beleidigen, wenn ich mich des sechsten Gebotes so öfentlich annähme; ich würde dadurch die Armee wider mich aufbringen, und unsere studirende Jugend würde noch sehr glimpflich urtheilen, wenn sie mich für einen traurigen Pedanten hielte. Selbst viele von denen, welche das sechste Gebot Berufs wegen noch dann und wann erwähnen müßten, würden mirs in ihrem Herzen wenig

Dank wissen. Wider die Abstellung des Sonntags zu eifern, sey gar vergebens. Der Sonntag bleibe wol ohne meine Predigt, und es sey noch niemand darauf gefallen, ihn abzuschaffen, so wenig als den Montag, und noch viel weniger. Es liege den Leuten an Beybehaltung des Sonntags gar zu viel. Die Hälfte von den vornehmen Leuten werde krank werden, wenn kein Sonntag mehr seyn sollte, weil man an keinem Tage mit mehrerer Bequemlichkeit Pillen einnehmen könnte, als am Sonntage. Unser Frauenzimmer verlöre gar zu viel, wenn man ihnen den Sonntag entzöge, weil sie an diesem Tage am besten sich putzen, am bequemsten mit einander plaudern, und den Anzug einer ganzen Gemeine, welche sie sonst nur stückweise richteten, beurtheilen, und am sanftesten schlafen könnten. Ein großer Theil der Stadt, welcher die Woche über nur im Verborgenen müssig gehen müßte, hätte an diesem Tage die christliche Gewissensfreyheit, es öffentlich zu thun, und thäte es mit Vergnügen, weil dieses der einzige wesentliche Umstand ihrer Religion wäre, durch welchen sie sich von den blinden Heiden unterschieden, daß sie an diesem Tage müßig giengen.

Sollte meine Absicht etwan diese seyn, den Leuten die Feyer des Sonntags nach dem Exempel unsrer ungesitteten Vorfahren anzupreisen; so möchte ich es nur selbst verlegen, oder es dem Waisenhause in Halle geben: denn bey uns würde sich so gar der Setzer ein Gewissen daraus machen, dergleichen so oft aufgewärmtes Gewäsche zu drucken. Was ich mit der Ehrlichkeit haben wollte; das verstünden sie gar nicht, und ließen sich auch nicht darauf ein, weil sie sich nicht getrauten, so viel damit zu verdienen, als Papier und Druckerlohn betragen würden.

Das waren ohngefehr die Antworten, welche mir fast in allen Buchläden gegeben wurden, als ich mit meinem kostbaren Werke hausiren gieng. Ich verlangte nicht einmal etwas für meine Arbeit; aber auch umsonst, welches fast unglaublich ist, wollte es kein Verleger annehmen. Ein einziger unter ihnen war noch so billig, und bot mir zur Vergeltung Scrivers Seelenschatz an, wofern ich den Vorschuß auf meine Gefahr thun, zwey hundert Exemplare für baares Geld annehmen, für die zweyte Auflage nichts verlangen, und für alle Verantwortung stehen wollte.

So empfindlich mir damals diese abschläglichen Antworten fielen; so sehr erfreue ich mich itzo drüber. Ich habe die Welt seit dem viel besser kennen lernen. Noch auf dem Todbette würde ich mich über das Unrecht geängstigt haben, das ich meinem Vaterlande angethan hätte, und ich bekenne itzo vor der ganzen Welt meine jugendliche Uebereilung, andern zum exempel, welche eben so thöricht denken, als ich damals dachte. Die eifrigen Abhandlungen zur Vertheidigung des sechsten Gebots habe ich mit eignen Händen in den Camin geworfen, und sie verdienten eine dergleichen Strafe. Die einzige Deduction von dem unentbehrlichen Nutzen der Ehrlichkeit habe ich zu meiner eignen Warnung noch aufgehoben, damit ich mich in künftigen Zeiten daran spiegeln, und nicht wieder in die Versuchung fallen möge, etwas so kindisches zu schreiben. Man kann es als eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung ansehen, und mir eben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die jener heilige Heuchler verdiente, wenn ich meine gelehrten Jugendsünden auf eine anmuthige und lesenswürdige Art bekenne. Ich will bey dieser Gelegenheit etliche Stellen davon hier bekannt machen und ich versichere meine Leser,

daß ich über dieses voreilige Beginnen mehr Thränen vergossen habe, als nach meinem alten Wahne Betrüger in der Welt waren. Eine erstaunende Menge Thränen! Ich wiederhole es noch einmal, itzo bin ich ganz anders gesinnt; itzo weis ich, daß diese Welt die beste ist; itzo weis ich, daß niemand verdient, ein Schelm genannt zu werden, welcher es nicht selbst bekennt.

Nach diesem abgelegten Glaubensbekenntnisse will ich einige Stellen davon hier einrücken:

= = = = = = = = = = = = = = = = = = = =

= = = = = = = = = = = = Und dieses wären also die wichtigsten Ursachen, warum ich der Meinung bin, daß man das sechste Gebot als ein Cäremonialgesetz ansehen, und es noch einige Zeit, bis sich die äusserlichen Umstände ändern, beybehalten möge.

Es wird freylich mehr Beredtsamkeit erfodern, zu beweisen, daß die Ehrlichkeit unentbehrlich sey, und daß ihre Beybehaltung in unser ganzes Leben, und in unsre oekonomische Glückseligkeit einen so merklichen Einfluß habe. Dennoch verzweifle ich nicht ganz an meinem Vorhaben, und ich schmeichle mir gewiß, da ein jeder nur auf seinen Nutzen sieht,

so werde auch ein jedweder seines eignen Nutzens wegen meinen heilsamen Lehren und Vermahnungen Beyfall geben. Es betrifft hier nicht, wie bey den ersten Puncten, die Seligkeit eines Menschen. So viel bescheide ich mich wohl, daß ich von etwas wichtigerm handeln muß, wenn ich den Beyfall meiner Leser gewinnen will, und daß man mit jenem nur Kinder, und alte Weiber zu fürchten macht. Ich rede auch von etwas wichtigerm; ich rede von ihren zeitlichen Vortheilen, von der Vermehrung ihres Vermögens, von der Befestigung ihres Glücks, mit einem Worte, von allem dem, was uns in der Welt am nöthigsten, und vor allen Dingen, am liebsten ist; von dem rede ich. Wem dieses am Herzen liegt, und ich hoffe, es liege allen am Herzen, der höre auf mich. Durch mich, durch meine Vorstellungen, durch meine wohlgemeinten Bemühungen, soll er groß, soll er angesehen, soll er glücklich werden. Ich verlange nicht zu viel von ihm. Ich will nun haben, daß er die Ehrlichkeit nicht als eine gleichgültige Sache ansehen, daß er den Ruhm eines ehrlichen Mannes nicht ganz verachten soll. Vielleicht scheint dieses Ansinneu noch vielen etwas zu hart; ich will mich näher erklären.

= = = = = = = = = = = = = = = = = = =

Ich würde ihrer menschlichen Schwachheit zu viel zumuthen wenn ich verlangen wollte, daß sie wirklich ehrlich seyn sollten. Es gehört die Ehrlichkeit unter diejenigen Tugenden, welche man wie die Gebeine der Heiligen anbetet, ohne den Heiligen selbst nachzuahmen Ich sage schon sehr viel, daß ich dieses einräume, und ich meine nur die mittlern Zeiten, in welchen man mit der Ehrlichkeit noch so viel Cäremonien machte. Itzo ist es freylich so weit gekommen, daß derjenige ein witziger Kopf heißt, der mit der Religion spottet, und niemand zu leben weis, welcher nicht über die Ehrlichkeit lacht. = = = = = = = = = = = = = = =

In allen Ständen, in allen Gesellschaften, wo ich hinsehe, finde ich Leute, welche mit der Ehrlichkeit ihren Scherz treiben, wie mit einer alten Mode, und welche noch sehr billig seyn wollen, wenn sie dieselbe noch denjenigen zulassen, welche ihr Stand, oder ihr Alter nöthigen, sich an die alten Moden zu halten, und die, ohne eine lächerliche Eitelkeit zu begehen, es nicht wagen dürfen, die neuen Moden nachzumachen. = = = = = = = = = = =

Hierinnen geht man zu weit! Man schadet sich selbst!

Da ich so billig bin, und unmögliche Sachen von ihnen nicht verlange; da ich ihnen nicht zumuthe, ehrlich zu werden, sondern nur haben will, daß sie ehrlich scheinen mögen; so kann ich dieses als ein Recht von ihnen verlangen. Nicht meinetwegen verlange ich dieses, nein, ihres eigenen Nutzens wegen wünsche ich es. Man verspotte die Ehrlichkeit nur nicht öffentlich; nur öffentlich schäme man sich nicht des Namens eines ehrlichen Mannes! Dieses verlange ich; mehr nicht. Man mache es mit der Ehrlichkeit, wie es ein wohlgezogner Jüngling mit einem ehrwürdigen Alten macht, wenn er ihm begegnet. Er grüßt ihn, ohne sich viel um ihn zu bekümmern. Aber er grüßt ihn, um nicht ungesittet zu scheinen. Nur darum bitte ich! Bitte ich wohl zu viel? Die Ehrlichkeit ist alt genug, sie ist ehrwürdig genug, daß wir ihr einige äusserliche Höflichkeiten erzeigen. Freylich ist sie zu alt, und zu mürrisch, als daß wir ihren täglichen Umgang, und eine nähere Bekanntschaft mit ihr wünschen sollten: das ist meine Absicht gar nicht. Ein ieder ist sich selbst so viel schuldig, daß er den äusserlichen Wohlstand in Acht nehme, daß er auf diesem Theater die Maske eines ehrlichen Man-

nes vor das Gesicht halte, daß er nicht öffentlich mit der Ehrlichkeit spotte. Verlange ich denn etwas, das unbillig ist, oder das uns zu schwer fallen sollte! Uns, die wir von Natur zur Verstellung so sehr geneigt sind? Da ich, wie ich hoffe, meinen Lesern deutlich genug erklärt habe, wie wenig ich ihnen zumuthe, und wie billig das ist, was ich von ihnen bitte; so will ich auch mit wenigem zeigen, wie groß der Vortheil ist, den sie zu erwarten haben, wenn sie meinem Rathe folgen. =

Allen Ständen, Leuten, die es am wenigsten glauben, Leuten, die von Betrügerey leben, diesen ist die Ehrlichkeit, oder welches einerley ist, der Schein der Ehrlichkeit am unentbehrlichsten =

Ich will mit meinen Beweisen bey den Richtern und Advocaten anfangen. Von denen rede ich nicht, welche wirklich ehrlich sind, und es giebt deren noch verschiedne unter ihnen. Da diese die Ehrlichkeit gar zu hoch treiben, und lieber bey einem redlichen Gewissen verhungern, als bey einem angenommenen Scheine der Ehrlichkeit groß und reich werden wollen; so haben sie meiner Ermahnungen nicht nö-

thig. Ich rede nur von dem großen Haufen = =
= = = = = = = = = = = = = = = = = =

Wer sich auf die Physionomie versteht, dem rathe ich des Mittags von eilf bis zwölf Uhr vor unsere Gerichtsbänke zu gehen. Hier wird er einen Trupp Männer finden, welche alle Priester der Gerechtigkeit heißen, und worunter doch viele sind, welchen man an ihren hungrigen Mienen ansieht, daß sie nur da stehen, um die armen Clienten zu wegelagern, und der gedrückten Unschuld aufzulauern. Sie sind so wenig besorgt, ihre Absichten zu verbergen, daß man ihnen den Galgen an der Stirne ansieht, von dem sie andere retten wollen. In allen ihrenSchriften, in ihrem mündlichen Verfahren, von dem Provocationssatze an bis auf die Liquidationes, findet man vielmals nicht den geringsten Schein der Redlichkeit. Wie wenig meinen sie es mit sich selbst gut! Wie viel glücklicher würden sie bey ihrer Praxi seyn, wenn sie sich angewöhnen könnten, wenigstens von aussen ehrlich zu scheinen! Das Erste, was sie ihren Clienten fragen, ist gemeiniglich dieses, ob er schwören könne? ob er Geld habe? Wie viele werden dadurch abgeschreckt, welche noch einiges Gewissen, und wenig Geld ha-

ben! Würden sie nicht viel weiter kommen, wenn sie mehrere Gleichgültigkeit für ihren eignen Nutzen blicken ließen; wenn sie thäten, als wollten sie sich der gerechten Sache ihrer Clienten nur darum annehmen, weil ihre Sache die gerechte Sache wäre; wenn sie wider die Bevortheilung des Gegenparts, wider die Sportelsucht des Advocaten, wider die vortheilhafte Langwierigkeit der Processe eiferten? Ihre Clienten würden bey diesen einschmeichelnden Reden betäubt werden, und mit Vergnügen den Beutel offen halten, um diesen wackern Rechtsgelehrten, diesen Vater der Wittwen und Waisen, für seine redlichen Absichten taxmäßig zu bezahlen: Da im gegentheile bey vielen ihre Unverschämtheit, ihre so wenig verstellte Begierde nach Gelde, die traurige Ursache ist, daß ein nur einiger maßen vorsichtiger Client sich scheuet, den Weg Rechtens zu ergreifen, und sich lieber mit einigem Schaden vergleichen, als mit seinem völligen Untergange den Proceß gewinnen will. Diese Weisheit, ich will es nur gestehen, habe ich nicht von mir selbst: Sie gründet sich auf die Erfahrung eines meiner Freunde, welcher weit ehrlicher aussieht, als er ist, und er befindet sich ungemein wohl dabey. - - - - - - - - - - - - - -

Die Richter, denn die Richter sind auch Menschen, würden durch den angenommenen Schein der Ehrlichkeit viel leichter zu hintergehen seyn, und bewogen werden, ein gutes Urtheil zu sprechen, an statt daß sie, um den Vorwurf zu vermeiden, der Ungerechtigkeit ablegen müssen, von welcher viele von ihnen ausserdem so gar abgesagte Feinde nicht sind. Sie sind schon etwas behutsamer. Bey einer gerechtigkeitliebenden Meine sind sie immer im Stande, alles, was sie sagen, von Rechtswegen zu sagen, und sie sind in der Kunst, sich zu verstellen, so gesetzt, daß sie auch in dreyßig Jahren noch, denn so lange währt gemeiniglich der geringste Proceß, eben die ehrliche Miene beybehalten, welche sie gleich anfangs machten, als der Krieg Rechtens befestigt ward. Ich finde um deswillen bey den Richtern wenig zu erinnern, und es sind nur einige, welche sich so unvorsichtig bezeigen, daß man es ihnen gleich an dem Maule ansehen kann, daß sie mit den Advocaten einstimmig geworden sind, sich in die Beute, zu theilen. Diese wenigen werden sich ohne mein weiteres Erinnern an dem Exempel anderer erbauen, und vorsichtiger

werden,

werden, damit sie, obschon nicht ehrlich, doch reich werden mögen. . . . .

Auf der Börse, (man wird mich vielleicht auslachen, daß ich so etwas behaupte, aber es sey drum!) auf der Börse, sage ich, ist die Ehrlichkeit beynahe unentbehrlicher, als irgendswo. . . . .
Was ich hier sage, ist freylich kein allgemeiner Satz. . . . .

Man darf nur eine Stunde lang in einer solchen Gesellschaft seyn, so wird man von dem, was ich behaupte, überzeugt werden. Mir ist es so gegangen. Ich war vor einiger Zeit an einem Orte, wo verschiedne zusammen kamen, von denen man mich versicherte, daß sie angesehene Kaufleute wären. Sie traten mit einer rechnenden Miene, und einem so zerstreueten Gesichte in das Zimmer, daß ich mir, ehe ich wußte, wer sie wären, nichts gutes zu ihnen versah. Ich nahm meinen Geldbeutel in Acht, und verbarg meine Uhr, weil ich sie für Leute hielt, welche auf dergleichen Sachen ihre Absicht haben. Ich fand mich, zu meinem Vergnügen, in meiner Furcht betrogen. Ein Glas Wein

machte sie offenherzig. Der eine erzählte, wie viel er bey einem unmündigen Verschwender gewonnen habe, dem er auf die Versicherung, daß sein reicher Vater nicht lange mehr leben könne, ein ansehnliches Capital zu seinem nothdürftigen Plaisir, wie er es nannte, theils in baarem Gelde, theils an verschiednen Waaren, und theils an altem, doch ganz brauchbarem Hausgeräthe vorgeschossen habe. Ein andrer zog eine Bilance vor, nach welcher er dreyßig Procent gewinnen könnte, wenn er auf künftige Messe Bankrutt machte, wobey er versicherte, daß keiner von den Anwesenden, noch von ihren Correspondenten, sondern nur einige Mündel, einige abgelebte Wittwen, die das Geld ohnedem nicht zu genießen wüßten, drey bis vier Geistliche, und etliche benachbarte von Adel Einbuße haben sollten. Noch ein andrer erzählte den Profit, den er mit Cassenscheinen gemacht, welche er einigen abgedrungen, die Wechselzahlung gehabt hätten. Weil sich dieser unter die Gelehrten rechnet, und in der That noch etwas mehr versteht, als einen Frachtzeddel zu schreiben? so las er uns den Plan einer Abhandlung vor, in welcher er aus dem Lichte der Vernunft erwiesen, und mit Exempeln bestätigt

hatte, daß man so viel Procent nehmen dürfe, als man bekommen könne. Statt einer Vorrede waren die Vortheile ausgeführt, deren man sich bedienen kann, wenn man ohne Beunruhigung seines Gewissens, einen Wechsel abschwören wolle. Den Schluß machte ein weitläuftiges Verzeichniß aller müglichen Unglücksfälle, die ein ieder zu seinem Behuf anziehen könne, welcher einen ehrlichen Bankerutt, sich und seiner Frau zum Besten, machen wolle. Ich freue mich, wenn das Werkchen wird zu Stande kommen. Der geschickte Herr Verfasser wird es selbst verlegen, und er hat ausgerechnet, daß er wenigstens drey tausend vier hundert und sechs und funfzig Exemplare vertreiben wolle, wenn sich ein ieder von seinen Freunden, welcher sich eines oder des andern dieser glücklichen Handgriffe mit gutem Vortheile bedient, ein Exemplar davon an sich zu kaufen, entschließen sollte. Ich weis nicht, wie es kam, das er mich für einen holländischen Juden ansahe. Meine Miene, welche freylich die vortheilhafteste eben nicht ist, mochte ihn betrogen haben. Ohne weiter zu fragen, ob ich wirklich ein holländischer Jude sey? bat er mich,

so viel Exemplare, als ich könnte, unter meine Freunde zu vertheilen. Er versprach mir drey Groschen vom Gulden Rabatt, und versicherte mich, daß ich binnen Jahr und Tag mit leichter Mühe fünf hundert Gulden dadurch verdienen könnte. Zu meiner Aufmunterung gestund er mir im Vertrauen, daß er noch ein Werk unter der Feder habe, welches den Titel führe: Praktische Anweisung, wie die Handelsbücher geschickt zu verfälschen wären, und worinnen der wahre Nutzen gezeigt würde, den eine Handlung habe, wenn zweyerley Handelsbücher geführet würden. Er machte mir die Schmeicheley, daß er gewiß glaubte, ich würde sehr geschickt seyn, ihm bey Verfertigung dieses Buchs beyzustehen, und bat mich sehr verbindlich darum. Ich sahe mich genöthigt, ihm zu bekennen, daß ich kein Kaufmann, am wenigsten ein holländischer Jude wäre. Er, und die ganze Gesellschaft erschraken darüber, und ich merkte, daß ihre unvorsichtige Offenherzigkeit sie gereute. Sie drethen ihr Gespräche, so viel als möglich war, ab und redeten von gleichgültigen Dingen, von den verfallnen Münzsorten, von den schweren Imposten, und von den verderbten Zeiten. . . . .

Damit ich ziege, wie gerecht ich in meinen Urtheilen bin; so muß ich hier öffentlich bekennen, daß nur wenige sind, welche den Mangel ihrer Ehrlichkeit auf eine so ausnehmende Art bloß geben. Die meisten bekennen durch ihre täglichen Handlungen das, was jene mit dem Munde bey einer trunkenen Vertraulichkeit gestunden. Welche von beyden die ehrlichsten sind, kann ich nicht wohl entscheiden.

Anderweitige Fortsetzung.

Alte Liebe rostet nicht.

Wer nicht die eigentliche Bedeutung einer jeden Sylbe von diesem Sprüchworte genau bestimmt, dem wird es eben so gehen, wie es mir eine lange Zeit gegangen ist. Er wird sich wundern, daß man hat einen Satz zum Sprüchworte machen können, dem die Erfahrung alle Tage widerspricht. Sind wohl unter zehn Ehen fünfe, wo die alte Liebe nicht gerostet ist? Und auch unter diesen fünfen sind wenigstens drey, wo die Liebe noch nicht gar zu alt ist.

Diese anscheinenden Widersprüche werden wegfallen, wenn man diese Wahrheiten annimmt, daß eine Liebe von vier Wochen schon eine alte Liebe, und im Ehestande ein Jahr schon eine Ewigkeit ist. Setze ich dieses zum voraus; so wird man, wie ich hoffe, noch hin und wieder Exempel finden, wo eine alte Liebe von vier Wochen, und eine ewige Liebe von einem Jahre noch nicht gerostet sind. Freylich darf man die Sache nicht höher treiben; aber das ist auch die Absicht unsers Sprüchworts nicht.

Man wird solches noch allgemeiner machen können, wenn man es nicht von der Liebe verheiratheter Personen versteht. In der That glaube ich auch, daß es wider die wahre Bedeutung des Wortes, und wider den Sprachgebrauch ist, wenn man die Liebe auf diese Art verstehen will. Für den Ehestand gehört Pflicht, und für unverheirathete Personen Liebe.

Es wäre eine große Uebereilung von meinen Lesern, wenn sie glaubten, daß ich diese Einschränkung bloß aus einem misvergnügten Andenken wagte, welches bey mir von einer übelgewählten, und unglücklichen Ehe herkomme. Es ist vorbey, und ich habe meiner Frau alle Beleidigungen vergeben, da

sie so billig gewesen, und gestorben ist. Ich habe nicht nöthig, mich weiter zu entschuldigen. Der allgemeine Gebrauch unsrer Sprache ist für mich die beste Entschuldigung. Ich will nur noch ein paar Exempel anführen.

Vor Liebe sterben: Von wem sagt man das, als von jungen Personen, die sich noch nicht vorheirathet haben? Ein verliebtes Paar: Sind das Mann und Frau? Eine ewige Liebe zuschwören: Thut man das nicht vor der Verbindung? Die Liebe ist blind: Gewiß nicht in der Ehe; denn alsdenn sieht eines des andern Fehler nur gar zu genau. Er schmachtet vor Liebe. Wer? Der Mann? Ja wohl der Mann; aber vor Liebe zum Kammermägdchen. Das laß ich gelten! Und die gnädige Frau? Die ist rasend verliebt - - - - in den Heyducken. Tausend Redensarten wollte ich anführen, wo das Wort Liebe nur von unverheiratheten, niemals von verehlichten Personen, oder in diesem Falle nur poetisch und methaphorisch gebraucht wird. Wenn man dieses einräumt, so ist unser Sprüchwort gerettet, und es bleibt alle-

mal wahr, daß alte Liebe gegen Personen, die sich nicht verheirathet haben, niemals rostet.

Aber auch bey verehlichten Personen findet es seinen Platz, wenn die Liebe von andern Sachen, als von der Frau oder dem Manne verstanden wird. Mein reicher Nachbar, ein Mann, der niemals denkt, als wenn er Geld zählt, hat seine Frau nur aus Liebe zu ihrem Vermögen geheirathet. Diese Liebe dauert nunmehr ins vierzigste Jahr, und rostet nicht, so alt sie auch ist. Er liebäugelt gegen das Geld seiner Frau noch eben so zärtlich, als er es im ersten Jahre that. Seine Frau ist vergessen; schon vor neun und dreyßig Jahren vergessen. Er wurde sich gar nicht mehr darauf besinnen, daß sie seine Frau wäre, wofern sie ihn nicht alle Tage durch ihr eigensinniges Zanken daran erinnerte.

Macht es Climene besser? Sie liebt = = = Ihren Mann? Nichts weniger. Sie liebt die Pracht, welche sie, in ansehung des Ranges, führen darf, den ihr Mann bekleidet. Sie heirathete; nicht ihn, denn sie hatte bey aller Eitelkeit doch zuviel Geschmack, einen Mann zu heirathen, den die vornehmen Ausschweifungen sei-

ner Jugend ekelhaft gemacht hatten; sie heirathete seinen Wagen mit sechs Pferden, und sechs Bedienten. Diese Pracht liebt sie noch itzt so sehr, als in der ersten Woche ihrer Vermählung. Ihr Mann, das hochgeborne Vieh, folgt den gewohnten Ausschweifungen nach, und ist viel zu galant, als daß er seine Frau ein einziges mal daran erinnern sollte, daß er ihr Mann sey. Climene haßt ihren Mann, und liebt seine Equipage. Eine Liebe, die gewiß nicht eher rosten wird, als bis man ihren stolzen Rest auf einem prächtigen Trauerwagen zur Ruhe bringen wird!

In diesem Verstande will ich wohl glauben, daß alte Liebe auch bey verheiratheten Personen nicht rosten wird.

Wider den Rost der Liebe zwischen verehlichten Personen ist ein abwechselnder Zank ein bewährtes Mittel. Durch eine beständige Aussöhnung wird die Liebe immer neu. Eheleute, die sich die Fehler nicht sagen, welche sie an einander wahrnehmen, nähren, bey dieser verstellten Zurückhaltung, beständig einen Groll, welcher die Liebe nicht aufkommen läßt. Aber ein werthes

Paar, das sich aus voller Lunge zankt, und sich die Fehler ohne Verschonung vorwirft; das ist immer geneigt, sich bald zu versöhnen. Nun ist ihnen das Herz leicht. Sie haben beyde ihre Fehler erfahren; sie sind vom Zanken ermüdet, sie schweigen beyde stille. Der Mann, welcher mit zornigen Schritten in dem Zimmer auf und ab gieng, sieht seine schöne Hälfte in einem Winkel bittre Thränen vergießen. Er ist zwar das Haupt, und hat ein Recht zur Herrschaft, welches ihm Schrift und Gesetze geben, aber ein paar weibliche Thränen schwemmen dieses ganze prächtige Gebäude der Herrschaft vom Grunde weg. Er bleibt vor ihr stehen; mein Kind, sagt er; aber sie bleibt stumm, und nunmehr verdoppeln sich ihre Thränen, da sie die Reue ihres Mannes merkt. Er naht sich ihr, und nimmt ihre beleidigte Hand, die sie trotzig zurücke zieht. = = = = Aber mein Engel! und er bemächtigt sich mit einer zärtlichen Gewalt dieser rebellischen Hand. Nun verdoppelt sich das Schluchzen. Der Mann soll es empfinden, wie sehr seine unschuldige Frau beleidigt worden ist; denn eine Frau, die sich mit ihrem Manne zankt, ist allemal unschuldig. Er

setzt sich neben sie; sie weint noch. Er schlägt seinen Arm ganz bußfertig um ihren Hals; sie sieht ihn mit einem Blicke an, der Vergebung hoffen läßt. Er küßt ihre Hand, und sie seufzet. Er küßt ihren Mund, und die Thränen vertrocknen. Sie küßt ihn wieder; doch mitten unter dem Küssen murrt sie noch zärtlich über das erlittene Unrecht. Er weis sie ganz zu beruhigen. Und nun wundern sie sich beyde, wie es möglich gewesen, daß sie sich über eine solche Kleinigkeit haben zanken können. Sie lieben sich beyde so empfindlich, als in den ersten vier und zwanzig Stunden ihrer Ehe. Nun schwören sie einander zu, sich ewig und ohne Verdruß zu lieben: Und zanken sich doch in den nächsten vier und zwanzig Stunden noch einmal, versöhnen sich auf eben diese Art noch einmal, und schwören noch einmal. Auf diese Art bleibt ihre Liebe immer neu; sie kann nicht rosten, denn sie fangen alle vier und zwanzig Stunden von neuem an, sich zu lieben. Ein solcher Zank ist in der Ehe, wie ein fruchtbares Gewitter im Sommer.

Vielleicht wundert man sich, warum ich dieses Bild so sorgfältig ausgemalt habe? Es ist eine Schmeicheley, die ich meinem Wirthe schuldig

bin, welcher auf dergleichen Art übermorgen fünf und zwanzig Jahr im Ehestande lebt. Er und seine Frau lieben sich so herzlich, wie die Kinder; sie zanken sich aber auch so. Zwölf Jahre hat er sich mit ihr gezankt, zwölf Jahre mit ihr ausgesöhnt, und ein Jahr ungefähr rechnet er auf die Zeit, wo sie beyde geschmollt haben. Diese beständige Abwechselung hat ihm seinen Ehestand so neu gemacht, daß er seine Frau noch diese Stunde nicht überdrüßig ist. Er liebt sie von ganzem Herzen; und sollte sie sterben ... ich wünsche es dem ehrlichen Manne nicht ... aber sollte der Himmel über sie gebieten; er würde untröstbar, ganz untröstbar seyn. Wenigstens in den ersten vier Wochen würde er nicht wieder heirathen.

Ich habe oben gesagt, daß die Liebe, welche nicht rostet, vornehmlich nur von der Liebe unverheiratheter Personen zu verstehen sey. Mich dünkt, ich habe diese Wahrheit schon deutlich genug erwiesen; aber zum Ueberflusse will ich noch ein paar Geschichte erzählen, welche sie ganz unumstößlich machen sollen.

Meine alten Landsleute, die Spanier, sind wohl unstreitig diejenigen, die bey ihrer ernsthaf-

haften Liebe am beständigsten lieben. In Buentara, einem Städtchen am pyrenäischen Gebürge, lebten unter der Regierung Ferdinands, zwo junge Personen, die sich schon im ersten Jahre zwar kindisch, doch vorzüglich liebten. Diego und Isabelle waren ihre Namen. Beyde waren die einzigen Erben ziemlich reicher Kaufleute. Die Aeltern schienen mit dem vertrauten Umgange ihrer Kinder sehr wohl zufrieden zu seyn. Die Liebe macht vor den Jahren verständig und alt; daher kam es, daß unser junges Paar schon in denen Jahren, wo andre Kinder noch nicht aufhören zu spielen, sich ernsthaft liebte, und eine ewige Treue schwuren. Der junge Diego saß halbe Nächte unter dem Erker seiner Gebieterinn, und kratzte ihr, nach der Gewohnheit des Landes, auf der Cither seine Liebe vor. Dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Ein unglücklicher Zufall machte, daß sein Vater auf einmal sein ganzes Vermögen und seine Freyheit verlor. Isabellen rührte dieser Umstand nicht mehr, als sie das Unglück eines Freundes rühren mußte. In ihrer Liebe machte es keine Aenderung; und weil sie großmüthig genug war, so gab sie ihrer Mutter zu verstehen, daß sie nun-

mehr durch Beschleunigung der Heirath die beste Gelegenheit habe, dem Diego zu zeigen, wie uneigennützig ihre Liebe sey. Der Vater, ein vollkommener Kaufmann, war ganz andrer Meinung. Er rechnete nach, und fand, daß Diego nicht liebenswürdig genug sey. Seine Tochter zwang er, einen reichen Wittwer zu heirathen, dessen kränklicher Körper alle Hoffnung machte, daß er bald sterben würde. Der unglückliche Diego hatte das Versprechen der Aeltern, und das Herz der Isabelle vor sich; aber er war zu arm, als daß der Richter seine Ansprüche hätte billig finden sollen. Es war ihm unmöglich, länger an diesem Orte zu leben. Er floh in seinem achtzehnten Jahre aus seinem Vaterlande; und Isabelle, die nur ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, war bey einem sehr zärtlichen Abschiede zu tugendhaft, ihm etwas mehrers zu erlauben, als die Hoffnung, daß sie ihn ewig lieben werde. Diego suchte, nach den Regeln der spanischen Romane, seinen Tod im Kriege. Diesen fand er nicht; aber dafür eine traurige Gefangenschaft, welche ihn hinderte, seiner Freundinn Nachricht von sich zu geben. Isabellens unglückliche Ehe dauerte nicht länger als

acht Jahre, da ihr eifersichtiger Tyrañ starb, und ihr das Andenken vieler misvergnügten Stunden, zugleich aber auch ein ansehnliches Vermögen verließ, welches durch den Tod ihres Vaters um die Hälfte vermehrt ward. Nun war sie Herr von ihren Schätzen, und ihrer Hand. Sie suchte ihren Diego; aber es war unmöglich, einige Nachricht von ihm zu erlangen. Zehen Jahre lang erwartete sie seine Rückkunft, nach dem Beyspiele einer zärtlichen Penelope; welche Geschichte aber so sonderbar ist, daß nicht einmal die Dichter das Herz gehabt haben, sie für etwas anders, als für eine Fabel auszugeben. Endlich bekam Isabelle die schreckliche Nachricht, daß ihr Diego schon vor funfzehn Jahren in einem unglücklichen Treffen geblieben sey. Sie weihte seinem Andenken die redlichsten Thränen, legte seinetwegen öffentliche Trauer an, und ließ sich sodann das Zureden ihrer Freunde bewegen, sich wieder zu verheirathen. Inzwischen hatte Diego das Glück gehabt, aus seiner Gefangenschaft zu entkommen. Er erfuhr in Barcelona, daß Isabellens Tyrann gestorben, und ihre Hand noch frey sey. Er flog nach Buentara, und der Unglückliche vernahm, daß seine Geliebte,

nur vor einigen Wochen eine neue Wahl getroffen habe; aber zugleich erfuhr er auch, zu seiner grossen Beruhigung, mit wie viel Sehnsucht Isabelle seine Rückkunft erwartet, und sich zur neuen Heirath eher nicht entschlossen habe, bis man ihr seinen Tod versichert. Er wagte es nicht, sie zu sprechen; denn er hörte, ihr Mann sey so eifersüchtig, daß man selbst in Spanien seine Eifersucht tadelte. Er gab ihr schriftlich die Versicherung von seiner alten unverrosteten Liebe; und eben dergleichen Versicherung erhielt er von ihr. Er ließ ihr bey seinem Abschiede wissen, daß er in die amerikanischen Colonien gehen würde, sein Glück durch den Handel zu versuchen. Isabelle war untröstbar. Diego fand in America sein Glück, und gelangte durch eine Heirath zu großen Schätzen. Er lebte mit seiner Frau sehr zufrieden, und wußte an ihr nichts zu tadeln, als daß sie nicht Isabelle war. Diese hatte sechs Jahre unter der Tyranney ihres Eifersüchtigen geseufzet, und ihr Unglück alsdann doppelt empfunden, wenn es ihr einfiel, daß es ihr eigne Wahl gewesen, und daß sie mit ihrem Diego hätte glücklich leben können, wenn

wenn sie nur noch einen Monat mit dieser Wahl angestanden. Der Tod war zum zweyten male so gefällig, sie aus diesem Joche zu reißen. So bald die Zeit vorbey war, welche, nicht die Liebe, sondern der Wohlstand zur Trauer erfoderte; so gab sie sich Mühe, zu erfahren, ob Diego lebe. Sie erfuhr gar bald, daß er in Mexiko sey. Man wußte nichts von seiner Heirath; und vor heftiger Liebe vergaß sie, sich darnach genauer zu erkundigen. Eben diese Liebe verhinderte sie, auf den Zweifel zu fallen, ob sie wohl ihrem Diego im vierzigsten Jahre noch eben so reizend seyn werde, als sie es im sechzehnten gewesen war. Sie eilte von den Füßen der pyrenäischen Gebürge nach Mexiko, in Begleitung eines ihrer nahen Verwandten, der ein Kaufmann war. Sie kam gesund an, und war trunken von zärtlicher Hoffnung, daß sie wenigstens nunmehr die Glückliche werden würde, welche sie seit dreyßig Jahren zu seyn gewünscht. Eben war sie im Begriffe, ans Land zu steigen, als sie ihren Diego an dem Ufer gehen sah, um dessen Armen sich ein Frauenzimmer sehr vertraulich geschlungen hatte. Sie glaubte zu träumen;

die Knie zitterten ihr, und sie fiel in die Arme ihres Vetters zurück. Ohnmächtig? Ja freylich! Was wäre das für ein Roman, wo die Heldinn nicht wenigstens einmal ohnmächtig würde? Endlich erholte sie sich; sie klagte ihr Unglück ihrem Vetter, dem die Ursachen dieser verliebten Wallfahrt nicht ganz unbekant waren. Der Schluß ward gefaßt, daß sie sich verborgen halten, und mit dem nächsten Schiffe nach Cadix zurück gehen sollte. Es geschah dieses nach wenigen Tagen, die sie anwandte, von dem Glück ihres angebeteten Freundes genaue Erkundigung einzuziehen. Sie hielt sich während derselben sehr sorgfältig verborgen; und er hatte keine Vermuthung, daß ihm diejenige Person so nahe sey, welche vielleicht allein vermögend gewesen wäre, so viel bey ihm auszuwirken, daß ihn die getroffene Verbindung mit seiner liebenswürdigen Frau gereuet hätte. So großmüthig war Isabelle, ihrem Diego eine Unruhe zu ersparen. Sie blieb in Cadix, in dem Hause ihres Verwandten. Sie that dieses, um demjenigen näher zu seyn, der ihr Herz hatte: So würde ich sagen, wenn ich einen förmlichen Roman schriebe. Aber weil ich den nicht schreibe,

so will ich aufrichtig gestehen, daß ich es nicht weis, warum sie es that. Hier brachte sie dreyzehen Jahre in einer todten Einsamkeit, unter den zärtlichsten Seufzern nach ihrem Diego, zu. Ihr Verwandter gab ihr mit jedem Schiffe Nachricht, daß er gesund und vergnügt lebe; sie freute sich über sein Glück, und vergoß stille Zähren, daß nicht sie dieses Glück mit ihm theilen sollte. Die beständig wiederholten Nachrichten, daß die Frau des Diego gesund sey, benahm ihr alle Hoffnung, und brachten sie auf die frommen Gedanken, in ein Kloster zu gehen. Die Widerwärtigkeit, die sie in der Welt ausgestanden hatte, und der Kummer, der ihr freundschaftliches Herz nagte, machten ihr diesen Einfall angenehm und ernstlich. Der Geistliche, dem sie die Sorge für ihre Seele anvertraut hatte, ermunterte sie noch mehr dazu, und freute sich, daß er dem Himmel ein geheiligtes Opfer, und dem Kloster eine reiche Wittwe zuführen sollte. Binnen der Zeit hatte Diego so viel Reichthümer erworben, daß er, ob er schon ein Kaufmann war, doch glaubte, er habe genug. Er wünschte sich, solche in seinem Vaterlande ru-

hig zu genießen, und wer Lust hat, Böses zu denken, der kann glauben, daß er es auch darum wünschte, um sein Leben in der Gesellschaft der unvergeßnen Isabelle zu beschliessen. Er eröffnete sein Vorhaben seiner Frau, und diese widersprach ihm nicht; denn in der neuen Welt hatte man vor zweyhundert Jahren verschiedene Exempel, daß die Weiber den Männern nicht widersprachen. Sie begaben sich beyde zu Schiffe, und näherten sich glücklich den Küsten von Spanien. Nun werden meine Leser den Ausgang dieser Geschichte bald argwohnen können. Vielleicht sind sie für mich besorgt, was ich mit seiner Frau anfangen will, in deren Gesellschaft er nach seinem Vaterlande zurücke kehrte? Der Sache ist bald abzuhelfen. Sie sind noch hundert Meilen von Cadix entfernt. Vielleicht kömmt ein Sturm, vielleicht ein Seeräuber? Aber sie nähern sich der Küste glücklich; sie erblicken den gewünschten Hafen schon von ferne. Was soll ich mit der Frau anfangen? .... Gut; sie muß sterben! .... Diego, den der Anblick seines Vaterlandes von neuem belebte, hatte in der letzten Nacht das unvermuthete Unglück, daß sein Weib, das er in der That mehr

J. H. Grim̃ inv: C. G. G. sc:

digte sich nach der Ursache seiner tiefen Trauer, und erfuhr eine Neuigkeit, bey der ihre Runzeln errötheten. Diego wiederholte einige Tage hinter einander seinen Besuch. Er war frey. Isabelle hatte den Schritt noch nicht gethan, der sie genöthigt hätte, eine Gelübde zu halten, die ihr nunmehr gewiß eben so unerträglich würde gewesen seyn, als sie einem feurigen Kinde von funfzehn Jahren ist, welche der Geiz des Vaters, und der Haß einer eigennützigen Stiefmutter dem Herrn opfert. Diego und Isabelle gestunden also einander, daß sie sich noch beyde eben so liebten, wie vor vierzig Jahren. Nun war keine Hinderung weiter im Wege, welche sie abhalten konnte, ihre Liebe öffentlich zu gestehen. Sie reisten nach Buentara, und sahen einander noch eben so zärtlich an, als sie vor vierzig Jahren einander geküßt hatten. Wenn Diego recht jugendlich vergnügt seyn wollte; so setzte er sich mit seiner Cither unter eben den Erker, unter welchem er in seiner Jugend geseufzet hatte. Hier spielte er zu Ehren seiner Isabelle den horchenden Enckeln die rührenden Lieder vor, über welche ihre Großvätter so oft eifersüchtig geworden waren. Sein Glück dauerte

nicht lange; er starb, und hinterließ Isabellen, als eine Wittwe von ein und sechzig Jahren, welche über diesen Tod so untröstbar war, daß sie, wie man mich gewiß versichern wollen, sich nach seinem Tode niemals hat entschließen können, wieder zu heirathen. Ist wohl ein Beweis in der ganzen Welt stärker als dieser, daß alte Liebe nicht rostet?

Ich habe meinen Lesern zum Beweis dieses Satzes noch ein Exempel versprochen. Es ist, wie ich hoffe, eben so erbaulich, wenn es gleich nicht so merkwürdig und so weitläuftig ist.

Auf der hohen Schule zu Leyden habe ich dem Begräbnisse einer ehrwürdigen Jungfer beygewohnt, welche sich nicht eher, als im siebzigsten Jahre durch den Tod in einer Liebe hatte stören lassen, die sich in dem vierzehnten Jahre angefangen hatte. In diesem Jahre stund sie, da sie einen jungen Baron von gutem Hause kennen lernte, der sich in Leyden seiner Studien wegen aufhielt. Brigitta liebte ihn, so bald sie ihn sahe. Es war ihre erste Liebe, und die erste Liebe eines jungen Mädchens ist gemeiniglich so heftig, daß sie sich schwerlich verbergen läßt. Am wenigsten hatte sie in Willens,

solche vor dem Baron zu verbergen. Diese jungen Herren vorstehen sehr oft auf Universitäten die Sprache der Augen besser, als die Sprache des Lehrers. Der Baron glaubte, seine müßigen Stunden, und deren hatte er täglich vier und zwanzig, nicht besser anwenden zu können, als wenn er mit dem hübschen Bürgermädchen tändelte. Das arme Kind liebte ernsthafter. Sie schwur, ihn ewig zu lieben; dem Barone war es nichts neues, eben so zu schwören. Die leichtgläubige Brigitta war vor Vergnügen ganz ausser sich. Aber die Zeit kam, wo der Baron nach Hause gehen mußte. Er verlies die Universität, schwur beym Abschiede noch hundertmal, und vergaß Brigitten. Diese Unglückliche hatte den Baron zu vertraut geliebt; die Folgen davon waren ihr, und ihrer Familie beschwerlich. In kurzem erfuhr sie, daß der Baron gleich nach seiner Zurückkunft geheirathet hatte. Diese Nachricht verdoppelte ihre Thränen; aber sie hörte nicht auf, ihn zu lieben, auch alsdann, da sie ihn ganz ohne Hoffnung liebte. In dieser Einsamkeit waren zwanzig Jahre vorbey gegangen. Der Sohn ihres Meineidigen kam auf eben die hohe Schule, und fand Gelegenheit, Brigitten kennen

zu lernen. Es giebt Gesichter, die so frisch sind, daß sie auch noch in ihrem vier und dreyßigsten Jahre einen jungen Menschen reizen können, der zum ersten mal in die Welt kömmt. Ja oft reizen sie mit besserm Erfolge, wenn ihre Annemlichkeiten mit einer künstlichen Coquetterie verbunden sind. Brigitta war entzückt, den Sohn desjenigen vor ihren Füßen zu sehen, den sie noch nicht vergessen hatte, und den sie nunmehr in seinem Sohne zu lieben glaubte. Sie liebte den jungen Baron, und liebte ihn so ernstlich, wie den Vater; doch mit dem Unterschiede, daß sie ihn allein schwören ließ, und selbst nicht schwur. Die Erfahrung hatte sie seit der Zeit gelehrt, daß ein Universitätsroman länger nicht, als höchstens drey Jahre, dauert. Itzt sahe sie der Entwickelung ihres Romans ganz gelassen entgegen, und nutzte die kurze Zeit sehr vorsichtig. Sie ließ ihn endlich aus ihen Armen, nicht mit der wilden Empfindung einer jungen Liebhaberinn, sondern mit der ernsthaften Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter, welche ihren Sohn von sich läßt, ohne Hoffnung zu haben, ihn wieder zu sehn. Die Thränen, die sie bey dem Abschiede

vergoß, waren Thränen, welche sie dem Andenken seines Vaters weihte. Der junge Baron machte es, wie sein Vater. Er setzte sich auf seine Güter, heirathete, und vergaß Brigitten, welche an ihn immer mit Vergnügen, und an seinen Vater nicht ohne Seufzer dachte. Unter einer bequemen Ruhe, die sie bey ihrem ansehnlichen Vermögen sich verschaffen konnte, war sie in ihr neun und funfzigstes Jahr getreten, da sie erfuhr, daß der Enkel ihres noch angebetenen Barons, und der Sohn ihres noch unvergeßnen Liebhabers auf die hohe Schule gekommen sey. Es gieng ihr nahe, da man ihr zugleich die Nachricht gab, daß die Familie durch verschiednes Unglück in gänzlichen Verfall gekommen sey. Dieses war eine Ursache mehr, warum sie verlangte, den jungen Baron kennen zu lernen. Sie wollte gegen sich selbst ein Liebe verbergen, die bey ihren Jahren lächerlich war; sie beredete sich also, es sey nur ein freundschaftliches Mitleiden, welches sie dem Andenken seines Vaters und seines Großvaters schuldig sey. Aber sie betrog sich selbst. Es war die uralte Liebe zu seinem Großvater, und die alte Liebe zu seinem Vater, daß sie die Freundschaft des Enkels suchte. Dieses un-

schuldige Kind war in seinem siebzehnten Jahre. Der Mangel nöthige ihn, eingezogen, demüthig, und fleißig zu seyn. Brigitta machte sich diesen glücklichen Umstand zu Nutze. Sie wußte es durch ihre Freunde so einzurichten, daß der Baron die Zimmer von ihr miethete, und an ihrem Tische speiste. Der tägliche Umgang, und die mütterliche Vorsorge der Brigitte, wirkte bey dem unerfahrnen Baron eine gewisse Empfindung, die er Dankbarkeit nannte. Seine Versorgerinn hatte noch in ihrem neun und funfzigsten Jahre einigen Rest derjenigen Annehmlichkeit übrig, welche seinem Großvater, so gefährlich gewesen war. Der tägliche Umgang mit ihr machte ihn gegen diesen Rest empfindlich. Mit einem Worte; ehe die drey Universitätsjahre völlig verflossen waren, so bewies Brigitta durch ihre Geschicklichkeit den wahren Satz, daß gemeinlich junge Liebhaber ihre ersten Zärtlichkeiten in den Armen einer alten Buhlerinn verschwenden. Sie empfand in diesem angenehmen Augenblicke ein dreyfaches Vergnügen, da sie bey den Schmeicheleyen des Enkels sich mit einem male aller der Entzückungen erinnerte, welche sie in den Umarmungen des Vaters und des Großvaters ge-

nossen hatte. Damit meine Leser nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit in dieser Geschichte finden; so muß ich erinnern, daß die Mutter der Brigitte keine frostige Niederländerinn, sondern von Caen war.

Werden meine Leser nunmehr noch einen Augenblick zweifeln können, daß alte Liebe nicht rostet?

Ehe ich schließe, will ich noch eine Anmerkung machen. Ich kenne Leute, welche glauben, daß die Liebe einer unverheiratheten Mannsperson gegen ein verehlichtes Frauenzimmer die empfindlichste und dauerhafteste Liebe sey. Die Ursachen, die man davon anführen wollen, sind bekannt; man weis auch solche durch verschiedne Exempel erheblich zu machen, da eine solche Liebe sich erst nach vielen Jahren mit dem Tode geendigt hat. Es kann seyn; und dennoch bin ich einer ganz andern Meinung. Die Provinz Grenada hatte in vorigen Zeiten verschiedne besondre Rechte, die ihren Ursprung noch von den barbarischen Mauren haben mochten. Unter solchen war ein schreckliches Gesetz, welches dergleichen Liebe auf diese Art bestrafte. Ward eine Frau oder ein Mann eines solchen Umganges überzeugt, so trennte man zuvör-

derst die Ehe, nöthigte den ungetreuen Theil, diejenige Person, welche sie wieder die Gesetze geliebt hatte, so fort zu heirathen; und eine solche Ehe konnte nimmermehr wieder getrennt werden. Ich läugne es nicht, diese Gerechtigkeit ist entsetzlich. Gegen diese sind alle andre Stafen, so unnatürlich sie auch zu seyn scheinen, doch nur ein Spiel. Man stelle sich einmal eine unglückliche Mansperson vor, welche auf eine solche Art genöthigt wird, eine Frau auf ewig zu heirathen, die sie nur wegen ihrer Laster liebt. Hat dieser Umgang schon einige Zeit gedauert, so ist der ekelhafte Ueberdruß die natürlichste Folge; und itzt soll er gezwungen werden, seinen Ehestand mit eben dem Widerwillen anzufangen, mit dem ihn andre beschließen. Er kennt schon die Untreue seiner itzigen Frau: Hat er wohl den geringsten Grund zu glauben, daß sie ihm getreuer seyn werde? Er hat sie alle Vortheile gelehrt, ihren ersten Mann zu betrügen: nun wird sie diese wider ihn anwenden. Er weis das, und darf ihr nicht einmal Vorwürfe darüber machen, ohne sich selbst zu verdammen. Eine Eifersucht von dieser Art muß ein Hölle, und ihm desto schrecklicher seyn; denn er fühlt, daß er sie ver-

dient hat. Ein ieder Blick von seinen Bekannten ist für ihn eine Spötterey. Man flieht seinen Umgang, wie den Umgang eines Unglücklichen, der wegen seiner Verbrechen auf die Galeeren geschmiedet ist. Vielleicht wäre seine Strafe ihm nur halb empfindlich, wenn seine ungetreue Frau eben so sehr dadurch gezüchtiget würde: Aber er empfindet sie ganz allein, da diese sich ihren Ausschweifungen ohne die geringste Sorge überlassen darf. Denn nunmehr ist sie dafür sicher, wegen ihrer Untreue iemals von ihrem itzigen Manne getrennt zu werden, welchen die Gesetze ganz hülflos lassen, da er der erste gewesen ist, der sie gegen ihren vorigen Mann untreu gemacht hat.

Ich will nicht wünschen, daß dieses Gesetz auch unter uns deutschen Christen eingeführt werden möge. Was für eine jämmerliche Verwüstung würde dieses unter unsrer galanten Jugend anrichten! Was für Zerrüttungen würden daraus in den ansehnlichsten Familien entstehen; Was für unnatürliche Ehen würden daraus erwachsen; wenn Seine Excellenz die Tochter des Verwalters, und der Kutscher die gnädige Frau heirathen müßte! Deutschland würde zur Hölle, die Hälfte der Häu-

ser würde zu Zuchthäusern werden. Die traurigsten Proben davon habe ich bey verschiednen Ehen gesehen, wo die Mannspersonen, ohne einigen Zwang der Gesetze, die verwegne Uebereilung begangen haben, sich mit derjenigen Frau zu verheirathen, welche sie beym Leben des ersten Mannes zur Untreue verführt hatten. Nicht eine einzige ist vergnügt gewesen. Der Mann war unter ihnen der glücklichste, der zuerst starb *.

Ich habe für nöthig angesehn, mich hierbey etwas länger aufzuhalten, da diese Nachricht zu einem neuen Beweise dienen konnte, daß alte Liebe hauptsächlich nur bey unverheiratheten Personen nicht rostet, bey dem Zwange der Ehe aber sehr leicht verrostet.

* Man sieht wohl, daß Herr Anton Panßa dieses in Westphalen geschrieben hat. Wäre er in Sachsen gewesen; so würde er es mit mehrerer Einschränkung behauptet haben: denn in Sachsen, wo man zu leben weis, giebt es noch hin und wieder solche glückliche Ehebrecher.

Eine Hand wäscht die andere.

In diesem Sprüchworte liegt der Grund aller geselligen Pflichten, und aller daraus entspringenden Glückseligkeit der Menschen. Unsere Philosophen mögen gleich ganze Lasten moralischer Quartanten auf einander häufen, so werden sie doch darinnen weiter nichts sagen können, als was uns dieses einzige Sprüchwort lehrt. Wer dieses in seinem ganzen Umfange kennt, und mit der Vorsicht eines vernünftigen Mannes ausübt; der kann seines Glücks gewiß seyn. Er wird bey mittelmäßigen Gaben groß, und, wenn er auch Fehler hat, doch bey jedermann beliebt seyn. Versäumt er aber die große Pflicht, auf die uns dieses Sprüchwort weist; so ist er unvermeidlich verloren. Ohne diese Tugend scheint uns der größte Prinz nur ein verächtlicher Verwalter fremder Güter zu seyn, der auf Rechnung sitzt. Der Staatsmann wird zum Finanzenpachter, der Finanzenpachter zum Pedanten, und der Pedant zum Kloze, wenn er vergißt, das er auch für andere lebt, und daß er nicht glücklich

seyn

seyn kann, ohne vorher andere glücklich zu machen, oder, mit unserm Texte zu reden, wenn er vergißt, daß keine Hand sich selbst waschen könne.

Ich gebe mir bey aller Gelegenheit Mühe, zu zeigen, daß wir Menschen so verderbt nicht sind, als es uns der finstre Eigensinn einiger milzsüchtigen Moralisten bereden will. Ich behalte mir vor, dieses in einer besondern Abhandlung zu thun, und freue mich, daß ich alsdenn mein menschenfreundliches Amt ausüben, und diejenigen, welche entweder durch traurige Vorurtheile eingenommen, oder doch auf die Tugenden anderer Menschen so aufmerksam nicht sind, als ich es bin; daß ich diese überführen kann, wie ängstlich unsere Nebenmenschen sich angelegen seyn lassen, in allen Ständen die große Pflicht zu erfüllen, welche mein Sprüchwort predigt.

Itzo bitte ich mir nur die Erlaubniß aus, einige Betrachtungen über die gewöhnlichsten Ursachen anzustellen, welche die Menschen bewegen, andern zu dienen.

Hiezu gehört mehr nicht, als eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Handlungen, wel-

che täglich um uns herum vorgehen; so wird man sehen, daß beynahe alle Dienstgefälligkeiten, welche ein Mensch dem andern leistet, vornehmlich in der Absicht geschehen, sich selst einen noch größern Dienst zu leisten. Eine Pflicht, die uns die Natur lehret! Der Philosoph erfindet neue Wahrheiten, lauter neue, wichtige Wahrheiten; aber seine Schüler und der Verleger müssen sie bezahlen. Der Advocat zankt sich und lästert für unsere gerechte oder ungerechte Sache; etwan nur aus Liebe zu uns? Nein, er liquidirt. Umsonst tödtet kein Arzt. Der Poet bewegt Himmel und Hölle, seinen Mäcenat zu vergöttern; warum? Das weis sein Mäcenat wohl.

Dieses ist nur ein einziger Blick, den ich meine Leser auf die Handlungen einiger Stände thun lasse, und zwar solcher Stände, deren Vortheil es schlechterdings verlangt, allen Leuten, mit denen sie zu thun haben, gleich Anfangs die Ursachen deutlich zu sagen, warum sie eigentlich dienstfertig sind.

Wie viel neue Beweise meiner grossen Wahrheit würden wir finden, wenn wir uns die Mühe nicht wollten dauern lassen, mit einer genauern

Aufmerksamkeit auch dejenigen Handlungen der Menschen zu betrachten, welche ganz uneigennützig zu seyn scheinen!

In einem kleinen Städtchen, drey Meilen von mir, wohnt ein Mann, der sich von guten Werken nährt. Er verließ eine volkreiche Stadt, und zog an diesen öden Ort, wo seine liebreichen Verdienste gegen den Nächsten etwas besser bemerkt werden, als unter jenem Getümmel. Er erquickt von Zeit zu Zeit einige arme Familien durch kleine Wohlthaten, die er ihnen durch verschiedene Umwege zufliessen läßt. Er wird es niemals gestehen, daß sie von ihm kommen. Sein Gesicht hat er gewöhnt, zu erröthen, so bald man ihm merken läßt, das man nur ihn für diesen unbekannten Vater der Wittwen und Waisen hält. Er betheuert uns, er sey dieser Glückliche nicht, welchen der Himmel so vieles Vermögen anvertrauet habe, daß er andern wohlthun könne. Er betheuert dieses; aber nimmermehr wird er es euch verzeihen, wenn ihr seinen Betheurungen glaubt. Er weis die Personen sehr vorsichtig zu wählen, durch die er seine guten Werke aussäet. Allzu verschwiegen dürfen

sie nicht seyn. Er macht sie geschwätzig, indem er sie beschwört, ihn nicht zu verrathen. Mit einem Worte: Seine Hand rauscht im Stillen, um bemerkt zu werden. Thut er dieses ohne Vortheil? Nichts weniger. Hundert erwirbt er mit Hunderten. Selten wird ein Testament einer reichen Betschwester oder eines bußfertigen Wucherers eröffnet, in welchem nicht die ansehnlichste Summe diesem Manne zufällt, der nichts für sich, sondern alles für die nothleidenden Armen besitzt. Die einträglichsten Aemter überläßt man ihm, da man niemanden kennt, der sie so uneigennützig verwalte. Die reichsten Familien halten es für einen Segen, sich mit seiner Familie zu verbinden. Könnte dieser Heuchler, denn ein Heuchler ist er, ich kenne ihn besser; könnte er durch Strassenraub mehr verdienen, als er durch seine guten Werke verdient? Dieser fromme Mäkler ist bey seinem heiligen Wucher, den die Gesetze auf keine pro Cent einschränken, so lange sicher, als er sich hütet, daß der eigennützige Heuchler nicht entdecket wird.

Ich füle es; ich werde zu ernsthaft: Ich predige Buße, und hatte mir vorgesetzt, zu lachen. Ich will nicht weiter an diesen Elenden denken.

Meine Leser werden vielleicht mehr Vergnügen darinnen finden, wenn ich ihnen durch einige Exempel zeige, wie allgemein diese Wahrheit sey, daß eine Hand die andere wäscht, und wie sorgfältig unsere Mitbürger andern Gefälligkeiten erzeigen, um ihren eignen Nutzen desto mehr zu befördern.

Macht Platz! Hier kömmt ein armer Bauer, welcher unter der Last eines Scheffel Mehls gebückt zu seinem Richter kriecht. Seine Frau begleitet ihn mit sorgsamen Blicken, und trägt einen Theil des rechtlichen Beweises in ihrer Schürze. An der linken Hand führt sie den ältesten ihrer Söhne, welcher schon stark genug ist, zwo Hüner zum Opfer zu schleppen. Armer Freund! wo willst du hin? wessen Hand wilst du waschen? Wer ist deine Gegenpart? - - - - - Einfältiger Tropf! Für so viele Hände soll dieses Wenige! Den Augenblick begegnete mir dein Widerpart in einer Kutsche mit sechs Pferden, in welcher er ein ganzes Vorwerk aufgeladen hatte. - - - - Die Gerechtigkeit deiner Sache? wie thöricht denkst du? Ehrlich, wie ein Bauer, aber eben so dumm! Eine gefüllte Börse thut mehr, als Pergament, und zwanzig Zeugen. Und darüber wunderst du

dich noch? Nein, mein gutes Weib, mit Thränen macht ihr es nicht aus! was soll des Amtmanns Frau mit diesem elenden Flachse machen? . . . . Ja, daß glaube ich wohl, daß es euch sauer wird, so viel bey eurer Armuth zu entbehren; aber, mein Kind, fünf Schragen holz, bedenkt es doch selbst, fünf Schragen hartes Holz! Wie geschwind wird hier euer Flachs in die Höhe lodern! . . . . . . Nun meinethalben! Wenn ihr glaubt, es besser zu verstehn, so geht immer hin. Ich wünsche euch Glück!

Der Mann dauert mich. Er hat ein ehrliches Herz, er hat eine gerechte Sache; aber Geld hat der Narr nicht. Inzwischen habe ich doch aus seinen Reden so viel angemerkt, daß er von der Wahrheit unsers Sprüchworts: Eine Hand wäscht die andere, völlig überzeugt ist. Die Hüner sollten dem Schreiber. „Aber warum eben diesem?„ fragte ich. Je Herr, sagte der Bauer, er steht gut bey der Frau Amtmanninn. „Und das Mehl?„ Das kriegt des Bürgermeisters Frau! „Aber wie kömmt diese dazu?„ Hum! Unser Herr Amtmann kann sie wohl leiden.

Die Logik unsers Bauers ist gar nicht unrecht; aber der Nachdruck fehlt seinen Schlüssen.

Der Bauer den Schreiber, dieser die Amtmanninn, diese ihren Mann: Auf der andern Seite, der Bauer die Bürgermeisterinn, und diese den Amtmann. So waschen diese Hände einander in der schönsten Ordnung; und gar weibliche Hände, die waschen scharf!

Und doch verliert der arme Bauer gewiß. Er hat einen zu wichtigen Gegner. Dieser badet gar. Seine eigennützige Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die geringsten Personen, von denen er vermuthen kann, das sie einen Zutritt zu demjenigen haben, der angesehen und wichtig genug ist, sein Glück zu hindern. Der Gerichtsdiener ist der erste, welchen er auf seine Seite zu bringen sucht. Dieser elende Mensch, so gering er ist, hat dennoch sehr vornehme Fehler. Er ist hochmüthig; denn er hat keine Verdienste. Er liebt den Trunk; zwar trinkt er nur Branntwein; aber wäre er Rath, so würde er sich in Rheinweine berauschen. Er liebt die Geschenke so sehr, wie sein Herr. Unser vernünftiger Beklagte weis sich dieses alles zu Nutze zu machen. So bald er aus dem Wagen steigt, grüßt er mit einer besondern Freundlichkeit den

Gerichtsdiener, der ihn an der Thüre hungrig erwartet. Er drückt ihm die Hand, und in dem Hause des Richters ist die Hand eines Beklagten niemals ledig, wenn sie drückt. Da er die Hand des Allerniedrigsten mit so vieler Aufmerksamkeit wäscht; so kann man selbst errathen, wie legal er die übrigen schmiert, auf deren verdientes Wohlwollen, und erkauften Ausspruch weit mehr, als auf die unmündigen Gesetze, der Ausschlag seines Processes ankömmt. Von dem untersten Schreiber bis auf den obersten Richter, überzeugt er durch proportionirliche Geschenke alle von der Ungerechtigkeit des verarmten Klägers. Sie bearbeiten sich nunmehr unter einander selbst, sich von der Billigkeit der Sache dieses freygebigen Beklagten zu überführen. Einer arbeitet an dem andern, wie bey einer Uhr ein Rad in das andere greift. Der erste Druck, wodurch Beklagter den Gerichtsdiener bewegt, bringt die ganze große Maschine der Gerechtigkeit in Bewegung. Das ist die Wäsche der Gerechtigkeit, von der ich nicht nöthig haben werde, noch mehr zu sagen, da nicht leicht einer von meinen Lesern seyn wird, dem nicht die eigne Erfahrung Gelegenheit giebt, meinen Satz weiter auszuführen.

Ich will nicht hoffen, daß iemand so kurzsichtig seyn, und glauben wird, das Sprüchwort: Eine Hand wäscht die andre, sey nur ein juristischer Terminus der weiter nicht vorkomme, als in Gerichtsstuben. Auf dem Markte, in der Küche, beym Katheder, über all findet man ihn; in dem schmuzigen Zimmer eines finstern Pedanten ist er eben so gemein, als unter dem freundschaftlichen Gewäsche in fürstlichen Vorzimmern.

Eifersucht, bittre Vorwürfe und kritische Grobheiten sind die Fehler, die man uns Schriftstellern gemeiniglich Schuld giebt. Man thut uns unrecht; denn, nach einer andern Art von Geschöpfen, sind wir Autores unstreitig diejenigen Creaturen die einander am liebsten krauen, und sich unter einander gemeinschaftlich die Hände waschen. Ein Scribent, welcher der Welt angepriesen seyn will, wird nicht leicht ermangeln, mit einer collegialischen Vertraulichkeit sich vor demjenigen zu beugen, welchen seine kunstrichterliche Monatschrift in das Recht gesetzt hat, für andre zu denken. Unser großer Aristarch - - - so spricht der Stolz des demüthigen Autors, der von seiner

Größe überzeugt genug ist, der aber wegen der Unwissenheit der Welt den angesehenen Mann zu seinem Herold machen will. Er kriecht bettelnd zu dessen Pulte, und streichelt ihm die richtende Hand. Dieser müßte ein Herz von Bley, und Dinte in Adern haben, wenn er bey der Erniedrigung seines Collegen frostig und unempfindlich bleiben sollte. „ Wir haben abermals das Vergnügen, unserm „ Vaterlande zu der gründlichen Gelehrsamkeit des „ schon durch viele Schriften verewigten, und un- „ sern witzigen Nachbarn schrecklich gewordnen „ Herrn N. Glück zu wünschen ꝛc. ꝛc. ꝛc. „ So muß es in den nächsten vier Wochen heißen, und heißt es nicht so, so gnade der Himmel unserm Großen Aristarch! Der gebückte Autor wird sich in die Höhe richten; er wird auf seinen angebeteten Herold verachtend herabsehn, und der Welt vorschreyen, wie stolz und unwissend dieser partheyische Richter sey, welcher sich anmaße, die Schlüssel der Ewigkeit an sich zu reissen.

Auf diese Art waschen die Gelehrten einander die Hände. So loben sie sich, und so schimpfen sie sich. Denn das muß man wissen, daß sie in beydem gleich stark sind. Aber die Unsterblichkeit ist

auch hier das Geringste, worüber man kämpfet. Sollte dieses nicht dergleichen Heftigkeiten entschuldigen, da man gegen die Kutscher so nachsehend und billig ist; welche sich oft, über weit geringere Sachen, beynahe noch größre Grobheiten sagen?

Ich finde in den Archiven meiner Familie einen Aufsatz, welcher den Titel hat: Kirchengeschichte von Mancha. Mein Urältervater hat ihn nicht geschreiben; so viel weis ich, und das wissen alle diejenigen, die seine Geschichte gelesen haben: Denn er war einer von den großen Geistern, welche nichts schreiben, und desto mehr dachten. Ich halte es für die Hand seines Eidams Pedro, oder auch seiner Marie. Dem sey wie ihm wolle; denn diese und viele ander Familien-Kritiken sind gemeiniglich nur denen wichtig, welche zur Familie gehören: Genug, es ist eine Kirchengeschichte von Mancha. Aber freylich nicht von Mancha allein; denn meine deutschen Leser werden den Spaniern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß jene eben sowohl, als ihre Scribenten, ihre Bücher durch fremde Sachen, die znm Buche nicht gehören, zu einer ehrwürdigen Dicke zu brin-

gen wissen. In dieser Kirchengeschichte also werden die Wege und Wendungen erzählt, welche die Geistlichkeit in den Glücklichen Zeiten des Don Quixots angewendet hat, zu ihren Aemtern und Pfründen zu kommen. Die Erzählung hebt vom Erzbischofe zu Toledo an, und geht bis auf den Küster zu Mancha. Die Nachricht vom Pfarrer in Mancha ist eine der lesenswürdigsten; denn keiner von allen hat so viel Hände und auf so vielerley Art gewaschen, als er, um sich in den geistlichen Schafstall einzudrängen. Selbst die Ausgeberinn des Don Quixots, als eines Gerichtsherrns vom Orte, hat einen großen Antheil an dem göttlichen Rufe. Bey denen, welche nur die geistlichen Rechte, und nicht die Kunst zu leben wissen, würde die Erzählung dieses Berufs ziemlich Aergerniß erwecken. Ich kann auch nicht läugnen, daß sie mit vieler Bitterkeit vorgetragen ist, und eben dieses bringet mich auf die Vermuthung, daß sie der Eidam, Pedro, geschrieben habe, den der Pfarrer sehr verfolgte, weil er auch ihn für einen neuen Christen hielt. Meine Begierde, niemanden zu beleidigen, nöthigt mich, hievon weiter nichts zu sagen. Da ich mich zu einer andern

Kirche gewendet habe; so würde die römische Geistlichkeit es für eine rachsüchtige Verläumdung auslegen. Aber eben diese Vorsicht nöthigt mich, von den Geistlichen derjenigen Kirche nichts zu erwähnen, zu welcher ich übergetretten bin; denn auch diese sind eben so geneigt, diejenigen zu Ketzern zu machen, welche das Herz haben, ihren Beruf zu untersuchen; und doch ist ihr Beruf nicht allemal erbaulich.

Wer die wichtige Kunst, die Hände zu waschen, in ihrer Vollkommenheit sehen will, der muß auf diejenigen Acht geben, welche die große Welt vorstellen. Die wenigen Exempel, die ich bisher angeführt habe, sind nur Kleinigkeiten, welche unbemerkt bleiben, so bald man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richtet, welche ihre Geburt, oder auch eben so oft ihre Einbildung über andere erhebt. Eine jede Handlung, die sie vornehmen, wenn man sie recht betrachtet, ist nichts anders, als die Beschäfftigung, andern die Hände zu waschen, damit sie die ihrigen wieder waschen mögen. Eine Verbeugung verlangt eine Gegenverbeugung; Ein unterthäniger Diener fodert einen ganz unterthänigen Diener heraus. In öf-

fentlichen Gesellschaften redet man von demjenigen Gutes; den man in seinem Herzen, oder in der Gesellschaft weniger Freunde so sehr verachtet, als er es verdient. Warum? Die Unverschämtheit dieses Mannes kann uns bey dem gefährlich seyn, der unser Glück in seinen Händen hat. Er soll wieder Gutes von uns reden. Der eigennützige Rath, den man in seiner Stadt kennen wird, so bald ich ihn eigennützig nenne, verspielt in einem Abende mit einer gelaßnen Miene hundert Dukaten an die Gemahlinn des Präsidenten. Man wundert sich; aber man weis nicht, daß er im Begriffe ist, mit Erlaubniß des Präsidenten sein Amt zu verkaufen, und sich für seinen zehenjährigen patriotischen Müßiggang eine Pension von hundert Dukaten zu erbitten. Er wird sie gewiß erhalten; denn die Gemahlinn versteht das Spiel, und sie ist Präsident.

Die Gastfreyheit des fürstlichen Beamten setzt euch in Verwunderung! Er ist prächtig! alle, die mit ihm speisen wollen, empfängt er mit offnen Armen; er läßt den Wein in euern Keller schaffen, ohne daß ihr es vorher wißt. So lange er auf der Messe zu Frankfurt sich aufhält, so lange ist seine

Tafel die offne Tafel für alle Diener seines Prinzen, und für alle ihre Freunde. Ist das nicht von einem Pachter unerhört? Ja wohl! Aber wißt ihr nicht, daß der Prinz tractirt, und niemals der Beamte? Wer soll es nun wagen, und dem Prinzen den Betrug verrathen, ohne sich selbst um so viele nahrhafte Mahlzeiten zu bringen, und ohne den Haß so vieler auf sich zu laden, welche unmöglich reden können, da sie das Maul voll haben? Leben und leben lassen! Damit beruhigen sie ihr Gewissen, und werden fett.

Aus diesem kurzen Abrisse kann man sehen, daß in dem Sprüchworte: Eine Hand wäscht die andere, die Philosophie des Hofs, und alles begriffen ist, was der Mensch braucht, sein Glück zu machen.

Wie können also diejenigen verlangen, glücklich zu seyn, welche zu ungeschickt, oder zu eigensinnig sind, die Vorschriften dieses Sprüchworts zu beobachten? Es giebt Leute, welche, nach ihrer Art zu reden, sich ein Gewissen daraus machen, dergleichen Mittel zur Beföderung ihres Glücks anzuwenden. Sie erwarten es mit aufgesperrtem Maule. Dieser stolzen Unbewegsamkeit wissen sie

verschiedne Namen zu geben, die ehrwürdig genug sind, die aber sogleich verschwinden, wenn man genauer auf sie Achtung giebt. Der Hochmuth ist wohl die gemeinste Quelle davon. Sie kennen ihre Verdienste; sie verlangen also, daß sie die Welt auch kennen und belohnen soll: und thut sie es nicht, so ist es ein Unglück für die Welt, welche diese großen Verdienste nicht zu gebrauchen weis. Sie sehen, daß andere, welche, wie sie glauben, gar keine Verdienste haben, dennoch empor kommen, da sie durch allerley Dienstbeflissenheit diejenigen auf ihre Seite zu bringen wissen, bey denen es steht, ihr Glück zu machen. Dieses sehen sie mit neidischen Augen; aber uns wollen sie bereden, daß sie sich schämen, so niederträchtige Wege zu wählen. Fehlt es ihnen wirklich an Geschicklichkeit und Verdiensten; so gewinnen sie wenigstens dadurch, daß sie der verderbten Welt die Schuld geben, welche Verdienste nicht kennt, nicht sucht, und nicht belohnet. Bey vielen ist die Unterlassung der Pflicht, andern die Hände zu waschen, ein unvorsichtiger Eigennutz. Sie bevortheilen ihre Obern vielleicht eben so sehr, als die-

jenigen,

jenigen, welche leben und leben lassen: aber sie wollen diese Vortheile allein genießen; und wenn sie, wie es nicht fehlen kann, darinnen von denen gestört werden, welche allemal gerecht sind, wenn sie nicht einen Theil von der Beute bekommen, so klagen sie den Himmel an, daß dieser nicht, zu Rettung der Unschuld, ihren hungrigen Feinden den Mund gestopft habe. Eine Sache, die sie selbst hätten thun können, ohne sie vom Himmel zu erwarten!

Jung gewohnt, alt gethan.

Ich bin noch bis auf gegenwärtige Stunde ungewiß, ob ich dieses Sprůchwort für wahr halten, oder glauben soll, daß es, wo nicht gar ungegründet, doch bey uns wenigstens ganz aus der Mode gekommen sey.

Alle Weltweisen, in der unendlich langen Reihe, vom großen Sokrates bis auf unsern kleinen ... * tummeln sich mit dieser alten Wahr-

* Eine jede philosophische Secte hat die Freyheit, diese Lücke auszufüllen.

heit, an der sie innerlich selbst zweifeln, weil ein Philosoph gar selten die moralischen Wahrheiten glaubt, die er andren lehrt.

Und wo soll ich den Beweis von der Wahrheit dieses Sprüchwortes hernehmen, wenn mir die Aufführung der halben Welt bezeuget, daß man es für ungegründet hält, und wenn ich so viel Menschen vor mir sehe, die in ihrem Alter etwas ganz anders thun, als sie in ihrer Jugend gewohnt gewesen sind?

Glaubte die Welt, daß die ersten Angewohnheiten der Jugend einen unvermeidlichen Einfluß in den übrigen Theil des Lebens hätten; so würden diejenigen, denen die Natur, oder die Obrigkeit, die Erziehung der Jugend auferlegt, sehr unverantwortlich handeln, daß sie diese Pflichten mit der Gleichgültigkeit erfüllen, die man fast in allen Familien, und in den meisten Schulen wahrnimmt. Weil aber die Welt diese Folgen nicht glaubt; so ist es sehr billig, diesen Leichtsinn zu entschuldigen, der ohnedem nunmehr eine Art des Wohlstandes, und eine Hauptregel von derjenigen Kunst geworden ist, so heut zu Tage die Kunst zu leben heißt. Ich habe schon bey einer andern Ge-

legenheit das Vergnügen gehabt, die Einsicht der Menschen zu loben, welche sich die Pflichten der Erziehung so bequem zu machen wissen, und der guten Natur alles überlassen, ohne sich mit einer vorwitzigen Verwegenheit in ihre Wirkung zu mengen.

Wie mühsam ist man, junge Hunde zur Jagd, junge Pferde zur Pracht und zum Nutzen, und verschiedne Thiere in Zeiten an Bewegungen oder Töne zu gewöhnen, die uns belustigen können! Es würde ganz vergebens seyn, dergleichen Unterweisungen alsdann erst vorzunehmen, wenn diese Geschöpfe alt geworden sind; ja es würde gar lächerlich seyn, wenn man diese Sachen und Dienste von ihnen fodern wollte, ohne sie dazu anzugewöhnen. Alles dieses räume ich ein; aber was will man daraus folgern? Etwan dieses, daß man mit der Jugend auch so mühsam und sorgfältig verfahren müsse? Das heißt die Vorzüge der Menschheit beleidigen, und vernünftige Geschöpfe bis zum Viehe herab stoßen.

Nur die Vernunft unterscheidet uns Menschen von dem unvernünftigen Viehe; müssen wir et-

wann diesen Unterschied erst durch die Erziehung erlangen? Müssen wir erst durch Reglen vernünftig werden? Wie wenig würden wir von dem Viehe in den ersten Jahren unterschieden seyn, da wir noch keiner Lehren und Erziehung fähig sind! Ich erschrecke, wenn ich diesem verwegnen Gedanken weiter nachdenke. Sonst dachte ich auch so, ich läugne es nicht; ich war so einfaltig zu glauben, daß die Erziehung Menschen mache, daß ein Mensch ohne vernünftige Erziehung wenig von dem Viehe unterschieden sey: So dachte ich sonst, aber nicht länger, als bis ich die Welt kennen lernte. Ich schäme mich nunmehr meiner bürgerlichen Einfalt.

Poeten werden geboren: das räumen alle Gelehrte ein; Und warum nur Poeten allein? Warum denn nicht auch Bürgermeister, Magnificenzen, Hochwürdige Gnaden, Excellenzen, und Väter des Vaterlandes? Ist es nicht zu pedantisch, wenn man glaubt, nur an Poeten verschwende die Natur ihre mütterliche Vorsorge, und sey gegen diejenigen geiziger, ohne welche die gebornen Poeten gewiß verhungern müßten? Welches Geschöpf ist in der Natur wohl wichtiger; ein Poet, oder ein Mäcenat? Ein Mann, der witzig ist, oder ein Mann,

der Geld hat? Und doch wird jener geboren, und dieser soll erst durch die Kunst erzwungen werden?

Es folgt also hieraus, daß die Natur alles thut, daß die Erziehung ganz überflüßig, wenigstens in dem Falle nicht nöthig ist, wo man nur die vornehme Absicht hat, angesehen, groß und reich zu werden; mit einem Worte, wo die Geburt uns in die glücklichen Umstände setzet, daß wir Verstand und Tugend entbehren können.

Ich kann den ungeschickten Einwurf noch immer nicht verschmerzen, den man mir oben von der nöthigen Abrichtung unvernünftiger Thiere gemacht hat. Gesetzt nun auch, es wäre nöthig, die Jugend eben so mühsam zu unterrichten; folgte denn hieraus, daß man davon eben den Nutzen, wie bey den Thieren, haben könnte, und daß es der Kosten und Mühe wohl werth sey, die man darauf wenden muß?

Sagen Sie mir einmal, gnädiger Junker, was ist Ihnen lieber, Ihr Pferd, oder Ihre Gemahlinn, Ihr Hünerhund, oder Ihr Sohn? Wahrhaftig, ich müßte Sie nicht kennen, ich müßte nicht

eine Stunde lang bey Ihnen gewesen seyn; wenn ich nicht wüßte, daß Ihnen Pferd und Hund lieber sey, als Frau und Kind. Wie edel denken Eure Gnaden; wie unendlich ist Ihre Einsicht über die niedrigen Vorurtheile des unadelichen Pöbels erhaben! Ich erinnere mich mit unterthäniger Ehrfurcht derjenigen Messe noch sehr wohl, da Sie Ihren Apfelschimmel kauften. Sie boten den guten Rath aller Ihrer Freunde auf, Sie brauchten drey Tage Zeit, ehe Sie Sich zu diesem Kaufe entschliessen konnten, und nunmehr sind Sie von Ihrem guten Kaufe so entzückt, daß Sie uns Stunden lang mit den Tugenden ihres Apfelschimmels unterhalten. Von Ihrer Gemahlinn reden Sie desto weniger, und sind sehr zufrieden, wenn andere Leute Sie nicht daran erinnern. Sie verbanden Sich mit ihr ohne lange Ueberlegung, ohne sie genau zu kennen, und kennen Sie noch itzt nicht. Es ist auch eben nicht nöthig: Denn Sie heiratheten sie weder zum Umgange, noch zur Wirthschaft, sondern nur, Lehnsfolger zu bekommen. Diesen grossen Endzweck haben Sie erlangt! die Güter bleiben bey der Familie, und Sie haben alles gethan, was man von Ihrer Klugheit erwar-

ten können. Es ist wahr, Ihre Gemahlinn ist liebenswürdig, sie ist tugendhaft, sie nimmt sich des Armuths, und besonders ihrer Unterthanen an, so viel sie kann, sie ist großmüthig, ohne stolz zu seyn, sie ist eine liebreiche und sorgfältige Mutter, eine gute Christinn = = = Geduld, gnädiger Junker! wie verdrüßlich sehen Sie aus! Ich will nicht ein Wort mehr von Ihrer Gemahlinn sagen = = = Was das für ein Apfelschimmel ist! Wie die Schenkel arbeiten! Er geht, als wenn er tanzte; welch ein niedlicher Kopf! Ein ganz vortreffliches Gebäude! = = = Sind Sie nun wieder besänftigt, gnädiger Herr? Wie freundlich Sie lächeln! Aber, nur noch ein einziges Wort von Ihrem jungen Herrn = = = Nein, gewiß nicht mehr, als nur ein einziges Wort. Er wächst heran; die Jahre kommen, wo er eine anständige Erziehung nöthig hat. Sie müssen ihm einen Hofmeister halten. Gelehrt soll er nicht werden: das wird er ohnedem so geschwind nicht; nur darf er nicht so unwissend bleiben. Er muß Sprachen lernen, er muß fechten und tanzen lernen; Sie müssen ihn unter fremde Leute thun, damit er die Dorfluft entwohnt.

... O! Sie verstehn mich unrecht, gnädiger Herr, lassen Sie mich nur ausreden. Ich meines Orts halte es ja gar nicht für nöthig: Ich kenne Ihren alten Adel wohl. Er braucht in der That alle die Pedantereyen nicht, da haben Sie völlig recht; aber, der Hof ... Verstehn Sie mich ... es ist freylich schlimm genug, aber es ist einmal so: Der Hof will schlechterdings haben, daß unsere Cavaliere noch zu etwas mehrerm zu gebrauchen sind, als Füchse zu graben; Vernünftige, gelehrte, geschickte Männer will er haben, und nicht adliche Bauern. Der Hof sagt das; ich sage es ja nicht. Es kostet etwas Geld; freylich kostet es Geld; aber was Sie an Seine Erziehung wenden, ist ihm nützlicher, als was er von Ihnen erbt. Lassen Sie alle Jahre ein paar hundert Thaler mehr ... Mein Gott, wie können Sie so hitzig seyn! ... Sa! Perdrix! apporte! apporte! Das ist ein prächtiger Hünerhund! Wie schön er behangen ist! wie schön er gezeichnet ist! Der muß theuer gewesen seyn, und Ihnen viel kosten, ehe er so vollkommen abgerichtet worden ist ... Zehn Louis d'or? Ist das möglich? aber dafür haben Sie auch einen Hünerhund, der Ihrem Revier Ehre macht?

Was glauben meine Leser? Hat mein Dorfjunker nicht recht? Ich sollte es wohl meinen. Und wenn es nun nach seinen Grundsätzen wahr ist, daß ein Fräulein, auch ohne alle Erziehung eine rechtschaffene Frau, und eine redliche Mutter werden, daß ein junger Edelmann die Vorrechte seines Adels behaupten kann, ohne in demjenigen unterrichtet zu werden, was man Sitten, Wohlstand, und Gelehrsamkeit nennt; wenn dieses wahr ist; Wozu sind uns denn die kostbaren Leute nöthig, die uns alles dieses erst lehren sollen? Und wenn der Adel sich an der Vorsorge der Natur genügen läßt, ohne an seinem Verstande zu künsteln; was wollen denn wir Bürger uns unterstehen, der Natur durch eine sorgfältige Erziehung zu Hülfe zu kommen? Das ist ein strafbarer Vorwitz!

Ich habe Leute gesprochen, die meinen gnädigen Dorfjunker von seiner ersten Jugend an gekannt haben. Bey ihm ist alles lauter Natur. Sein Vater war ein alter guter Biedermann, so unwissend wie seine Ahnen, und eine wahre Zierde Deutschlands, wenn er mit seiner Nachbarschaft soff. Dieser ehrliche Vater ließ es unserm Junker

Hanns weder am Essen noch Trinken fehlen, welche liebreiche Vorsorge der Himmel dergestalt segnete, daß er schon im achten Jahre starke dauerhafte Knochen kriegte. Nun setzte er ihn auf ein Pferd. Im neunten Jahre schoß dieser hoffnungsvolle Junge seinen ersten Hasen, zur Freude der ganzen hohen Familie. Diese Ritterübung trieb er bis ins zwölfte Jahr, da sich der Vater entschloß, ihm zu allem Ueberfluß so viel Unterricht geben zu lassen, als nöthig war, seinen Namen zu schreiben, und Geschriebnes zu lesen. Der Schulmeister quälte ihn ein ganzes Jahr damit; er war schon ziemlich weit in beydem gekommen, als der Vater starb. Nun hatte die Pedanterey ein Ende. Die Vormünder wollten die Kosten nicht weiter dran wenden, und in der That schickte sich auch nicht, daß so ein ansehnlicher Landstand in die Schule gieng. Was er als Erb-Lehn- und Gerichtsherr zu wissen nöthig hatte, verstund er nach ihrer Meinung schon. Er konnte essen, trinken, schlafen, reiten, hetzen, die Bauern prügeln, den Pfarrer tummeln, wider den Hof eifern, und bey einem gnädigen Fräulein schlafen; um deswillen ließ er sich mündig sprechen, nahm die Güter an, und heirathete.

25.

S. H. Grim̃ inv: C.G. Guttenb: sculp: 1766.

Sollte man wohl glauben, daß Junker Hanns bey dieser Erziehung derjenige geworden ist, den seine Nachbarn wegen seiner guten Tafel lieben, wegen seiner vortrefflichen Pferde und Hunde, als einen Mann von guter Einsicht bewundern, und wegen der Unvorsichtigkeit, mit welcher er bey Tische wider die Regierung eifert, als einen Patrioten anbeten? Vermuthlich hätte er alle diese Vorzüge nicht, wenn er ärmer geboren, und sorgfältiger erzogen worden wäre!

Ich glaube, was ich bisher angefürt habe, wird hinreichend seyn, zu beweisen, daß man, wenigstens in der großen Welt, eine mühsame Erziehung der Jugend für überflüßig hält; daß man glaubt, die Natur bilde die Gemüther schon selbst, ohne diese Erziehung; daß man sich die geringste Sorge nicht macht, es werden die übeln Angewohnheiten der Jugend einen Einfluß in die männlichen Jahre haben; mit einem Worte, man werde das im Alter thun, was man in der Jugend zu thun gewohnt ist.

Wer noch einen Augenblick daran zweifelt, der gebe sich die Mühe, und prüfe die Kinderzucht seiner bekannten. Zwey Drittheile von ihnen be-

kräftigen meinen Satz, und das übrige dritte Theil gehört zur Ausnahme, die keine Regel macht.

Am allermeisten bestätigt die Erfahrung, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, gar keine allgemeine Wahrheit sey.

Der Graf N. N. war bis in sein zwanzigstes Jahr unter der strengen Zucht eines harten und eigensinnigen Vaters, einer abergläubischen Mutter, und eines pedantischen Informators. Der Vater wollte ihn mit Ohrfeigen zwingen, politisch, und ein Staatsmann zu werden? die Mutter prügelte ihn zum Christen, und der traurige Informator blökte ihn bey iedem Donatschnitzer menschenfeindlich an. Was waren die Folgen dieser Zucht? Er war sehr jung an die Bücher und zum Gebete gewöhnt: Hätte man nicht glauben sollen, das er sich bis in sein Alter damit beschäfftigen würde? Nichts weniger. Der unvermuthete Tod seines Vaters veränderte diesen ganzen Plan. Er war im ein und zwanzigsten Jahre mündig, und zugleich Herr von weitläuftigen Gütern, ohne von seiner Mutter und dem Hofmeister abzuhangen. Nun fühlte er, das er ohne Zügel war. Diese Freyheit war ihm ganz neu; er wußte sich nicht

darein zu schicken. Die vernünftige Mittelstraße zwischen einer pedantischen Sclaverey und einer ausschweifenden Freyheit hatte man ihn niemals kennen gelehrt. Von jener riß er sich mit einer jugendlichen Wildheit loß; in diese stürzte er sich blindlings. Den Hofmeister jagte er auf eine schimpfliche Art von sich, und verschwur zugleich alles, was zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Wissenschaften gehört. Diesen Schwur hielt er Zeitlebens so heilig, daß er dümmer starb, als er geboren war. Seine Mutter konnte er nicht lieben; er scheute sich noch immer vor ihr, aber er flohe sie. Und, da er merkte, daß er sich vor ihr weiter nicht zu fürchten hatte, so fieng er an, sie zu verachten, und endlich spottete er ihrer Heiligkeit auf eine unanständige Weise. Er konnte es nicht vergessen, daß er zum Gebete so oft geprügelt worden war. Wie ruhig war er nun, da ihn niemand weiter dazu zwang! Noch einige Zeit fuhr er fort, in den gewöhnlichen Stunden zu beten; so wie ein Rad sich noch einige Minuten durch die Gewalt des letzen Drucks beweget. Nach und nach ward er in seiner maschinenmäßigen Andacht gleichgültig. Ein übelgewählter Umgang machte ihn in

kurzem leichtsinnig. Die Gesellschft roher Jugend brachte ihn so weit, daß er über die Religion lachte, und endlich fiel er einem jungen Engelländer in die Hände, der in London ein Narr, und in Deutschland ein witziger Freygeist war; dieser zeigte ihm auf die lustige Art von der Welt, daß die ganze Religion ein Gespenst für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sey. Was konnte unserm unglücklichen Grafen angenehmer seyn, als diese Entdeckung, welche seinen innerlichen Haß gegen die ihm eingeprügelte Religion rechtfertigte! Ohne weiter nachzudenken, umarmte er seinen Engelländer, trank Punsch, und spottete über die christliche Dummheit, die einen Gott glaubt. So bald er diesen wichtigen Schritt gethan hatte, so bald waren ihm alle Verbrechen geringe, zu denen er hingerissen ward. Sein ganzes Leben war ein Gewebe von niederträchtigen Bosheiten, und lasterhaften Ausschweifungen, die ihn sehr frühzeitig dem Tode entgegen führten. Er starb endlich mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Zeit Mühe gegeben hat, sich und andere zu bereden, daß kein Gott sey. Dieser Elende welcher seine erste Ju-

gend unter gelehrter Pedanterey und einer übertriebnen Frömmigkeit zugebracht hatte, lebte, und starb endlich als ein Verächter der schönen Wissenschaften, und als ein Feind der Religion. Er war erzogen, wie Julian; und wie Julian starb er, nur unwissender, und nicht so vornehm verstockt!

Was für ein Lärm entsteht unter meinen Fenstern? Ich höre die gebietrische Stimme trotziger Heyducken, welche das Volk nöthigen, auszuweichen. Wer sitzt in dieser vergoldeten Sänfte? Sejan! Wollen Eure Excellenz nur einen Augenblick verziehen; Ich brauche Ihr Bild.

Dieser prächtig geputzte Klumpen Fleisch beschäfftigt die Hände von sechs Bedienten; und noch vor zehn Jahren glaubte man, er sey geboren, andre zu bedienen. Damals machte ihn die Armuth demüthig. Er hat alles das vergessen, und kennt auch die nicht mehr, denen er die Hände küßte, wenn er von ihrer Großmuth seinen nothdürftigen Unterhalt erhielt. Er war dienstfertig und sparsam; der Sejan, der itzt mit einer finstern Strenge diejenigen beleidigt, denen er seinen Dienst versagt, und auch die mit seinem Stolze demüthigt, denen er seinen Dienst nicht hat abschlagen können.

Seine Sparsamkeit war eine Folge des Mangels, und keine Tugend. Itzt lebt er im Ueberflusse, er verschwendet also bey aller Gelegenheit, aber nur da nicht, wo er durch eine mäßige Freygebigkeit großmüthig und edel seyn könnte. Die Verfolgungen, welche seinen Vater unschuldiger Weise trafen, erweckten in ihm einen billigen Abscheu vor der Ungerechtigkeit der Obern; er flehte den Himmel mit Thränen um Hülfe an: und itzt läßt er unschuldiger Weise die Strenge seiner Rache unzählige Unglückselige empfinden, die vor ihm mit thränenden Augen fliehn, und ihm in ihrem jammernden Herzen fluchen. Er war in seiner Jugend im Schooße der Musen erzogen: Nun schämt er sich ihrer, sieht verächtlich auf sie herab, und erröthet, wenn man ihn erinnert, daß er gelehrt gewesen sey. Durch eine vernünftige Erziehung brachte man ihm die Hochachtung für die Religion bey, die ein jeder haben muß, wenn er ein guter Bürger, und ein rechtschaffener Mann seyn will. Er verlangt beydes weiter nicht zu seyn. Für die Religion ist er itzt zu groß; er giebt sich Mühe, sie zu verachten, weil sie ihm nicht zuläßt, daß er

seine

seine Bosheiten ruhig genieße. Mit einem Worte: Sejan war in seiner Jugend demüthig, dankbar, dienstfertig, auf eine anständige Art sparsam, mitleidig; sein Herz war freundschaftlich, seine Seele edel; er war zu allen Tugenden angewöhnt, und eben daher liebenswürdig. Itzt, da er vornehm und älter geworden, nun ist er dieses alles nicht mehr; man haßt ihn.

Das ist Ihr Bild, gnädiger Herr! Kennen Sie Sich? Ich will Sie nicht länger aufhalten. Tragt ihn fort!

Der Unglückselige! Wie sehr wäre ihm zu wünschen, daß er noch in seinem Alter das thun möchte, woran er in seiner Jugend gewöhnt worden ist!

Kennen Sie den Greis, welcher dort auf dem Markte unter den Buden herum schleicht, und sich in den alten blauen Mantel gehüllt hat? Grüssen Sie ihn, er kann Ihnen nicht danken; denn er trägt unter dem Mantel in beyden Händen die Käse und die Wurzeln, die er selbst eingekauft hat, um sich die Woche hindurch nothdürftig davon zu nähren. Wie reich glauben Sie wohl, daß er sey?

Urtheilen Sie nicht nach seiner verhungerten Miene, und noch weniger nach den zerrissenen Kleidern, die ihm an dem Liebe verfaulen. Er hat zehen tausend Thaler auf Hypotheken, und noch überdieß so viel baares Geld, daß er der halben Stadt auf Pfänder leiht. Und noch ist alles dieses nicht vermögend, ihm die ängstliche Sorge zu benehmen, daß er in seinem acht und sechzigsten Jahre gar leicht Hungers sterben könne. Seine nächsten Anverwandten müssen neben ihm darben. Er läßt sie nichts von seinen Schätzen genießen: denn er glaubt, der Himmel habe sie nicht ohne weise Ursachen so arm werden lassen; und den Absichten des Himmels sich zu widersetzen, das hält sein frommer Geiz vor eine große Sünde. Er weis, daß seine Anverwandten auf seinen Tod ängstlich warten; um deswillen hält er sie für seine gefährlichsten Feinde. Weil er gehört hat, daß man in jenem Leben weder Nahrung noch Kleider braucht; so wünschte er sich freylich wohl ein sanftes und seliges Ende, wenn er sich nur nicht vor den Begräbnißkosten so sehr fürchtete. Das kann er gar nicht begreifen, was die liebe Obrigkeit denkt, daß sie den Geistlichen zuläßt, so viel Unkosten für ein

kleines Grab zu fordern. Die Erde ist ja des Herrn, wie er immer seufzet, und ihm würde es daher einerley seyn, ob man ihn auf den Kirchhof, oder auf den Anger begrübe, wenn es nur ohne Unkosten geschehen könnte. Seiner Schwester Sohne, einem vernünftigen und geschickten Manne, hat er den Fluch gegeben, weil er wider seinen Willen ein tugenhaftes Mädchen ohne Geld geheirathet hat; und da dieser aus einer guten Absicht, und seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ihn zu Gevattern bat, so schwur er, ihn zu enterben, und war durch nichts zu besänftigen, als durch die Erklärung, daß er kein Pathengeld geben, und für die Erziehung des Kindes auf keine Weise sorgen sollte. Den Wein flieht er, wie die Pest; wenigstens auf seiner Stube flieth er ihn. Wenn er ein Mädchen sieht, so schüttelt er den Kopf, und dankt dem Himmel mit gefalteten Händen, der ihm ein keusches Herz gegeben hat, welches alle üppige und kostbare Laster verabscheut. Die Kleiderpracht ist ihm was schreckliches; man kann es wohl aus seinem Anzuge sehn. Auch alsdann eifert er dawider, wenn junge Verschwender ihre gestickten Klei-

der bey ihm versetzen. Er thut dieses allemal mit einem jüdischen Wucher, und doch hält er es für Gott gefällige Werke, weil er dadurch die eitle Jugend ausser Stand setzt, sich durch Hoffart in Kleidern zu versündigen. Nach der Verschwendung ist ihm das Spielen die größte Sünde. Liegt ihm ein Kartenblatt im Wege, so weicht er mit zitternden Schritten aus; denn er glaubt, daß der Teufel dahinter stecke, und auf seine arme Seele laure. Länger als ein Jahr kann die Welt nun nicht mehr stehen; das hat er mir gestern selbst geklagt, da man ihn beredet hatte, daß ein starker Schoß von den Köpfen, ohne Ansehn des Alters, und eine erhöhete Abgabe von dem Vermögen entrichtet werden solle. Er bittet Gott, er möchte ihn vor dem nächsten Termine zu sich nehmen; und wenn er ihm ja sein kümmerliches Leben fristen sollte, so könne er doch ganz unmöglich von seinem bischen Armuth was geben, und wenn es auch zum Schwure kommen müßte.

Dieser niederträchtige Greis ist in seiner Jugend der größte Verschwender gewesen. Von seinem funfzehnten Jahre an hatte er sich in die kostbarsten Ausschweifungen gestürzt. Sein Vater

kränkte sich über diesen ungerathenen Sohn und starb. Die Hälfte des hinterlassenen Vermögens reichte kaum zu, die Schulden zu bezahlen, die er bey Lebzeiten seines Vaters durch die hungrige Dienstfertigkeit der Wucherer gemacht hatte. Nunmehr ward die andere Hälfte in der Gesellschaft der lüderlichsten Weibspersonen, und der niederträchtigsten Schmarotzer verpraßt. Seine Anverwandten merkten, daß er nur noch einen Schritt bis zur äussersten Armuth zu thun hätte und ihnen hernach zur Last fallen würde. Sie stellten dieses der Obrigkeit vor, und man brachte ihn, als einen Verschwender, in das Zuchthaus. Die kostbaren Kleider, und das prächtige Hausgeräthe, so noch übrig waren, verkaufte man, und machte ein Capital daraus, wovon er sehr nothdürftig leben sollte.

Auf diese Art brachte er sechzehn Jahre zu, als ein Vetter von ihm in Batavia starb, und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterließ. Man hatte nun keinen Vorward weiter, ihn eingeschlossen zu halten: Er ward frey gelassen, und von diesem Augenblicke an hat er so gelebt, wie er itzt lebt.

Wer hätte glauben sollen, daß aus diesem unsinnigen Verschwender ein so niederträchtiger Wucherer werden sollte?

Hier habe ich unter so vielen hundert Exempeln nur drey gewählt, welche, wie ich glaube, hinreichend seyn werden, deutlich zu beweisen, daß die Wahrheit des Sprüchworts: Jung gewohnt alt gethan, gar nicht allgemein ist.

Und dieses deutlichen Beweises unerachtet, bin ich niemals zweifelhafter gewesen, als itzt, da ich Gelegenheit gehabt habe, weiter nachzudenken, und mich unter meinen Mitbürgern aufmerksamer umzusehen.

Es sind mir so viele in die Augen gefallen, welche die guten und bösen Angewohnheiten ihrer Jugend, bis in ihr hohes Alter, hartnäckig beybehalten haben. Und wenn man auch beym ersten Anblicke zuweilen glaubt, eine Aenderung an ihnen zu finden; so wird man doch bey einer genauern Untersuchung merken, daß es eben die Leidenschaften, eben die Angewohnheiten ihrer Jugend, nur unter einem andern Anstriche sind: So wie das Gesicht des Greises in Ansehung der Hauptlinea-

mente noch eben das Gesicht ist, das der Jüngling gehabt hat; die Runzeln haben ihm nur ein anderes Ansehen gegeben.

Wer sollte glauben, daß die Frau Richardinn, diese alte Betschwester, noch in diesem Augenblicke eben die feine Buhlerinn ist, die sie vor fünf und dreyßig Jahren war? Damals schminkte sie sich, um schön zu sehen; itzt thut sie es nicht, um den heuchlerischen Ruhm einer frommen und einfältigen Christinn zu erlangen. Ihre schmachtenden Blicke flatterten in Gesellschaften, und in der Kirche herum, um neue Eroberungen zu machen: Diese bewegungen sind ihre Augen einmal gewohnt; sie können noch itzt nicht ruhen, und weil die verderbte Welt diese matten Augen nicht weiter bemerken will, so wälzen sie sich andächtig herum, und sehen gen Himmel. Man gebe einmal auf sie Acht, wenn sie in ihrem Betstule knieet, den sie aus ihrem alten Triebe, bewundert zu werden, mitten in der Kirche, und vor den Augen des Priesters gemiethet hat; man gebe nur einige Minuten auf sie Acht. Wenn die ganze Versammlung stille ist, so wird man hören, daß

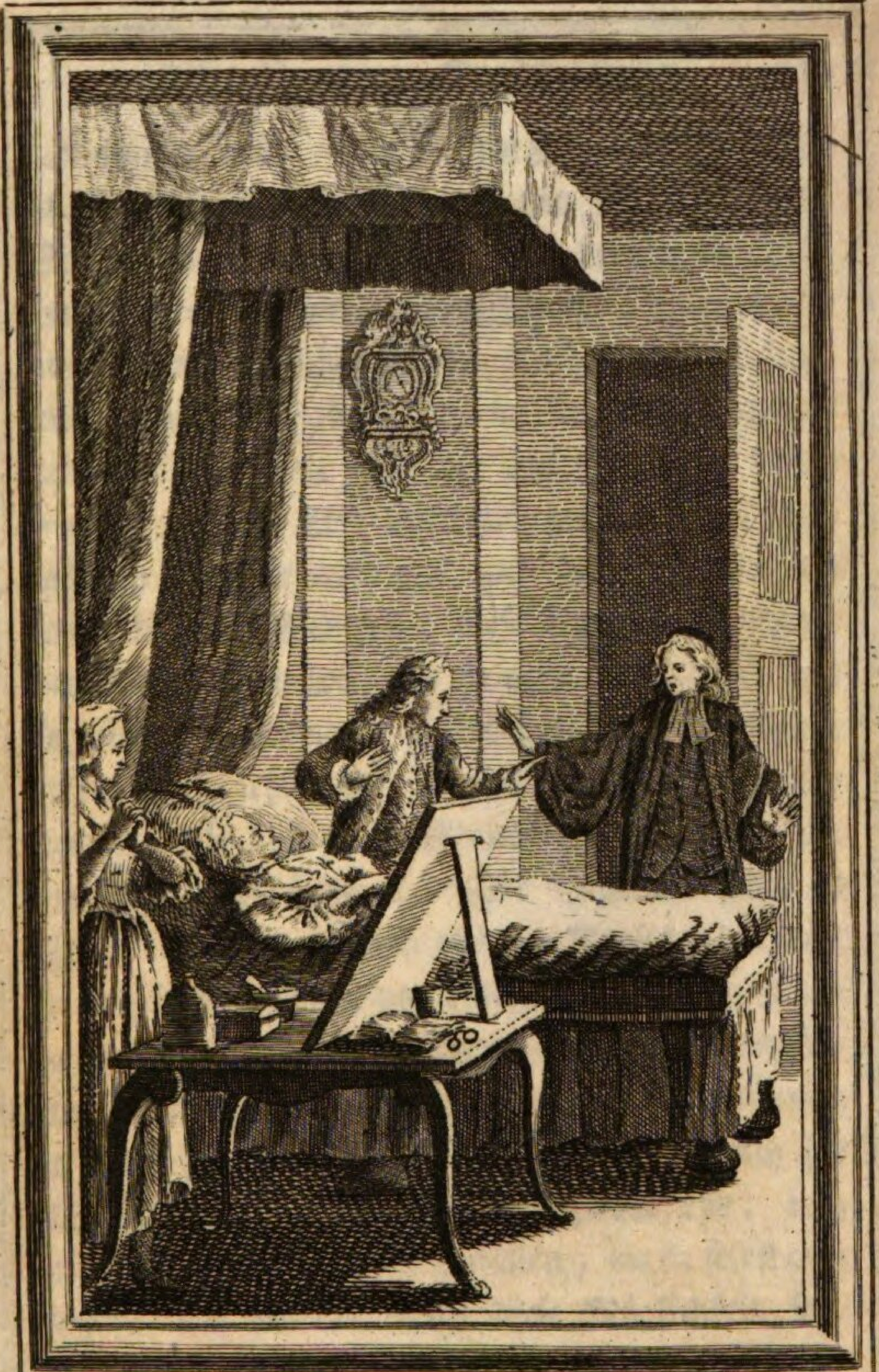
sie mit den großen silbernen Schlössern ihres Gebetbuchs eben so künstlich rauscht, als sie es in jungen Jahren mit dem Fächer that. Vor vierzig Jahren seufzete sie; sie seufzt noch itzt. Damals sang sie verbuhlte Lieder, und lachte: Was soll sie nun thun? Sie singt noch, und weint, nicht über ihre Sünden, nein, über ihre Runzeln. Als ein junges Mädchen richtete sie den Putz, die Mienen, die unschuldigsten Handlungen andrer Mädchen; denn aus Hochmuth wollte sie allein gefallen: Hat sie wohl eine andere Absicht, wenn sie itzt ihren Nächsten verdammt? Sonst gab sie sich Mühe, lebhaft zu scheinen, wenn sie die stärksten Gesellschaften mit ihren gedankenlosen Reden übertäubte, und bey allen Gelegenheiten allein plauderte; hat sie sich vielleicht hierinnen geändert? Nichts weniger. Ihr alter andächtiger Hals überschreyt eine ganze christliche Gemeine, mit ihrem gedankenlosen Singen. Niemand verlangt weiter mit ihr zu reden; sie plaudert also mit Gott, und das nennt sie, Beten. Es ist wahr, sie kleidet sich schlecht, einförmig, und bis zum Ekel unachtsam; gleichwohl erinnern sich noch viel Leute ihrer Eitelkeit, und ausschweifenden Kleiderpracht. Das ist keine

Veränderung. Sonst liebte sie den Putz, um ihre Schönheit zu heben; itzt wählt sie eine unansehnliche geringe Kleidung, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Mit einem Worte, die abgelebte Frau Richardinn ist immer noch das kleine, eitle, hochmüthige, und boshafte Geschöpf, das sie in dem Frühlinge ihrer Jahre war; der einzige Unterschied ist dieser: In ihrem zwanzigsten Jahre buhlte sie mit der Welt, im sechzigsten buhlt sie mit dem Himmel.

Bey Messalinen, die wir in voriger Woche begraben haben, konnte man viel leichter entdecken, daß sie in ihrem Alter noch eben diejenige war, die sie in ihrer Jugend gewesen. Sie war das seltene Beyspiel einer standhaften Jungfer, welche sich niemals hat entschliessen können, eine Mannsperson ganz und gar zu heirathen. Dieses hinderte sie nicht, von ihrem vierzehnten Jahre an bis ins vierzigste in einem beständig abwechselnden Ehestande zu leben. Der Reiz verschwand mit ihrer Jugend; der Zeit zum Trotz malte sie den entflohenen Reiz auf ihre Wangen. Noch auf ihrem Todbette, da ihr Beichtvater zu ihr kommen, und

ihr den letzten Dienst leisten wollte, den Sterbende verlangen; noch alsdenn ließ sie sich den Spiegel vors Bette setzen, schlug den sparsamen Rest ihrer grauen Haare in Locken, druckte zwey kleine verrätherische Muschen zwischen die Runzeln an den Augen, lächelte sich im Spiegel beyfällig an, und schob das Halstuch nachläßig zurück. Durch diese Zubereitung zu ihrem Ende erkältete sie sich, und starb, noch ehe der Beichtvater kam, der beym ersten Eintritt über den unvermutheten Anblick dieser geschmückten Mumie allerdings sehr erschrak.

Da ich noch in Leyden war, starb die Frau meines Stiefbruders. Sie war in der That ein frommes ehrliches Weib, das ihren Mann aufrichtig liebte, aller Welt mit Vergnügen diente, keinen Menschen beleidigte. Den einzigen Fehler hatte sie von ihrer Mutter, daß sie sich sehr gern, sehr sorgfältig, und bey aller Gelegenheit putzte. Aber auch dieser Fehler war noch zu entschuldigen, da sie es weder aus Eitelkeit, noch aus Wollust, sondern bloß aus Angewohnheit that, nur, sich zu putzen. Sie war eben so vergnügt, wenn sie andere Frauenzimmer anputzen konnte. Sie verschwendete nichts; denn ihr Putz war sehr wohlfeil, aber



J. H. Grim del: C. G. G. sc:

nur immer neu. Von keinem Menschen redete sie in Gesellschaft Böses; aber von Kleidern, von Spitzen, von neuen Moden, und dergleichen artigen Tändeleyen redete sie beständig. Unter dieser angenehmen Beschäfftigung brachte sie ihr sechs und dreyßigstes Jahr heran, da sie in eine unvermuthete Krankheit fiel, die auf einmal so heftig wurde, daß der Arzt aufrichtig gestund, es sey unmöglich, daß sie noch vier und zwanzig Stunden leben könne. Wer sollte diese traurige Botschaft der Kranken bringen, die so gern lebte, und mit so vielem Geschmacke gelebt hatte? Ihr Mann liebte sie zu sehr, und war in der That allzu sehr bewegt, als daß er im Stande gewesen wäre, ihr den Tod anzukündigen. Der Geistliche sollte es thun. Er that es auch mit der Vorsicht, die man in dergleichen Fällen von einem vernünftigen Manne fordern kann. Er beklagte sie wegen ihrer jählingen Unpäßlichkeit; er machte ihr einige Hoffnung zu ihrer Genesung; zugleich stellte er ihr auch die Möglichkeit eines geschwinden Todes vor; und zeigte aus verschiedenen Zufällen, die sie selbst entdeckte, wie wahrscheinlich diese Möglichkeit sey. Bey dieser Vorstellung hielt er sich einige Minu-

ten auf; und nach und nach führte er sie unter den angenehmsten Beschreibungen eines sanften Todes auf den Punct, welcher so kützlich zu sagen war, und als er sie endlich mit so vielen Umschweifen zubereitet hatte, so wagte er es, und eröffnete ihr: Sie müsse sterben. Ich sterben? rief sie, und fuhr in dem Bette auf; ich, in meinem sechs und dreyßigsten Jahre sterben? Was fehlt mir? Bin ich so krank? Wo ist der Medicus? Sie sahe sich wild in der Stube um; Sie erblickte ihren Mann, und ihre Freunde in der traurigsten Stellung. Das vermehrte ihre Unruhe. Der Geistliche wollte noch einen Versuch seiner Redekunst wagen; aber sie war ausser sich. Sie fiel ihm mit Ungestüm in die Rede, und hieß ihn schweigen. Ich sterbe nicht! rief sie: Bin ich allein die Sünderinn, die so früh sterben soll? Sie drückte ihrem Manne die Hände, und bat, er möchte den Geistlichen von ihr gehen lassen, welcher auch so bescheiden war, und in das nächste Zimmer gieng. Inzwischen kam der Arzt. So bald er herein trat, rief sie ihm mit einer röchelnden Stimme entgegen: Ist es wahr? Muß ich sterben? Der Arzt schwieg, und zuckte die Achseln. Sie verstand diese traurige Sprache. Ver-

räther! durch Ihre Verwahrlosung sterbe ich! Das sagte sie mit einer ihr ungewöhnlichen Wut. Der Arzt wollte ihr nach dem Pulse greifen: Sie stieß ihn von sich, und hüllte den Kopf in das Bette. Was sollten wir nun anfangen? Wir sahen aus ihren Bewegungen die Angst der Verzweiflung, mit der sie rang. Der Arzt versicherte uns, daß dieses ihren Tod beschleunige, und daß sie, bey diesen heftigen Erschütterungen ihres Körpers, kaum noch eine Stunde leben könne. Wir waren ausser uns. Endlich trug man es mir auf, sie zu besänftigen. Ich nahm mir vor, mir ihre Neigungen zu Nutze zu machen, und ihr den Tod so geputzt zu zeigen, als es möglich seyn wollte. Ich näherte mich ganz gelassen ihrem Bette. Sie schlug die Augen auf, und sah mich schüchtern an. Sind Sie auch ein Bote des Todes? Ja, ich will sterben, ich Unglückliche, ich will gern sterben! Das sagte sie mit knirschenden Zähnen. Vielleicht ist diese Furcht noch zu früh; war meine Antwort. Meinen Sie, Herr Schwager, sollte ich wohl noch leben können? Ist diese Furcht noch zu früh? Sie sind doch ein rechtschaffener Freund von mir; mit Ihnen kann man doch vernünftig reden. Glau-

ben Sie in der That noch, das Hoffnung übrig ist? Aber schmeicheln Sie mir nicht. Bey dieser Anrede merkte ich gar deutlich, daß ihre Seele die letzten Kräfte sammelte, die Freude auszudrücken, die sie über ein längers Leben hatte. Ich bemächtigte mich dieses vortheilhaften Augenblickes, setzte mich an ihr Bette, und faßte sie bey ihrer sterbenden Hand. Ich zeigte ihr, daß vielleicht noch Hoffnung zum Leben übrig seyn könnte, daß wir es alle so sehr wünschten, als sie es selbst kaum wünschen könne, daß ich als ihr wahrer Freund ganz untröstbar seyn würde, wenn sie sterben sollte. Ich hoffte, es solle nicht geschehen. Weil aber doch ein vernünftiger Mensch sich auf alle Fälle müsse gefaßt halten; so bäte ich sie, mir zu sagen, wie sie auf diesen unverhofften Fall wünschte, im Sarge angekleidet zu seyn. Ich hatte diese Worte kaum ausgesprochen; so fühlte ich an ihrer Hand, daß der Puls stärker schlug. Ihr halb gebrochne Augen bekamen wieder etwas von ihrem vorigen Feuer; sie lächelte mich mit einer christlichen Gelassenheit an, drückte mir die Hand, und sagte: Wie Gott will! Wir sind alle sterblich! Und wenn ich ja sterben soll, so beschwöre ich Sie bey Ihrer Freund-

schaft, lassen Sie bey meiner Beerdigung nichts fehlen. Der Sarg muß von eichnem Holze seyn; aber, Herr Schwager, ja nicht einen so schlechten fleckichten Sarg, wie ihn die Stadtrichterinn hatte. Lassen Sie ihn so glatt bonen, als es die kurze Zeit erlaubt. Hier fuhr sie, fast eine halbe Stunde, mit einer innerlichen Zufriedenheit fort, mir die Beschlagung des Sarges, dessen Bedeckung, die Anzahl der Lichter, so um den Sarg stehen sollten, die Leichenproceßion, die Trauer für die Bedienten, die monatlichen Veränderungen, die ihr Mann bey seiner Trauer im ersten Jahre beobachten sollte, mit einem Worte, die geringsten Kleinigkeiten vorzuschreiben, die ich nicht verstand, und die ich unmöglich merken konnte. Sie war vom langen Reden sehr entkräftet; ich bat sie, sich zu schonen. Lieber Gott, antwortete sie seufzend, lassen Sie mich immer reden; vielleicht habe ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben. Diese will ich noch anwenden, mich zu meinem Ende zu bereiten. Denn sehen Sie nur, Herr Schwager, ich habe alles bey mir sehr vernünftig überlegt. Da mich Gott von meinem Manne, und meinen lieben Kindern im sechs und dreyßigsten Jahre, ja wohl in der Blü-

the meines Alters! dahin reißt; so wird man es mir bey meiner Jugend nicht für eine Eitelkeit auslegen können, wenn ich rothen Atlaß zum Küssen nehme. Auf eben die Art soll auch der Sarg ausgeschlagen werden. Ich fühle, daß ich matt werde, ich kan kaum mehr reden. Wie flüchtig ist doch unser Leben! - - Hier ruhte sie einige Minuten, und ich gab einen Wink, daß man den Geistlichen wieder holen möchte. - - - Also, mit rothem Atlaß ausgeschlagen; das waren meine Gedanken, Herr Schwager. Dort in jener Commode, im mittelsten Fache rechter Hand, bey meinem neuen Fächer - - - den haben Sie wohl noch nicht gesehen, Herr Schwager? Sie sollen ihn gleich sehen - - - dort liegt ein Stück silberner Spitzchen. Mit diesen wollen wir die Küssen und den Atlaß im Sarge besetzen, alles bogenweise; sehn Sie auf mich, Herr Schwager, so wie ichs Ihnen hier weise; (und sie wies mir es mit den Fingern auf dem Bette) aber so, ja nicht anders, und die Bogen bey Leibe nicht zu klein, es ist sonst gar kein Geschmack darinnen. Die Haare soll mir meine Schwester frisiren lassen, so, wie ich sie

ich sie vor vier Wochen trug, als ich Gevatter stund; nur nicht zu weit ins Gesichte; man sieht wie eine Eule aus. Mein Sterbekleid aber ... Hier trat der Geistliche ins Zimmer. Kommen Sie, Herr Beichtvatter, kommen Sie zu mir her. Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich mich auf alle Fålle fassen kőnnen. Vielleicht fristet mir der Himmel das Leben noch; inzwischen will ich doch, als eine gute Christinn, mich zu meiner Hinfahrt bereiten. Der Geistliche war ůber diese geschwinde Verånderung erstaunt, und schickte sich an, seine Kranke die letzte Handlung eines sterbenden Christen verrichten zu lassen. Ich wollte mit den ůbrigen aus der Stube gehen, und sie allein lassen; aber sie hielte mich fest beym Rocke, und sagte ganz sachte zu mir: Sie můssen bey mir bleiben; ich habe noch verschiedenes mit Ihnen zu reden. Ich blieb also bey ihr, und bewunderte nunmehr ihre wahre Standhaftigkeit, mit welcher sie die Vermahnung des Geistlichen hőrte, und ihren Tod mit einer zuversichtlichen Gelassenheit zu erwarten schien. Ueber dieser andåchtigen Handlung mochte fast eine halbe Stunde

verstrichen seyn. Ihre Freunde traten wieder ins Zimmer, und sie ward so matt, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Durch viele Mühe kam sie wieder zu sich selbst. Sie fragte, wo ich wäre? und ich stund bey ihr; aber die Augen waren schon trübe. Sie faßte mich wieder bey der Hand: Nur noch ein Wort, Herr Schwager; denn ich fühle es, es wird bald das Letzte seyn. Zu meinem Sterbekleide also nehmen Sie weißen Atlaß, so rein Sie ihn kaufen können. Wir wollen es mit silbernen Spitzen besetzen, von dem Muster, wie ich auf meiner neuen Andrienne habe - - - Gerechter Gott! Die Andrienne werde ich nun auch nicht wieder anziehen! Was sind wir elende Menschen doch mit allen unsern weitaussehenden Anschlägen! - - - Meine Wäsche - - - Hier fiel sie in eine neue Ohnmacht; aber sie erholte sich geschwind wieder: denn sie hatte mir noch zu sagen, daß sie nicht wüßte, was sie für Schuhe anziehen sollte. Ich schlug ihr in der Angst vor, sie sollte die Brautschuhe nehmen; allein sie schüttelte mit dem Kopfe, und sagte: Die altväterischen Schuhe! Endlich wählte sie ein andres Paar Schuhe, ich weis nicht mehr, welches. Die dritte Ohn-

macht überfiel sie. Es kostete viel Mühe, ihre fliehenden Lebensgeister zurück zu bringen: Endlich gelung es dem Arzte. Sie erwachte, aber die Sprache hatte sie verloren. Sie winkte ihrem Manne, den sie zärtlich umarmte. Man führte ihre beyden Kinder ans Bette, denen sie die Hand auflegte, und einige Thränen dabey fallen ließ. Gegen die Anwesenden machte sie eine freundschaftliche Bewegung, die die Stelle eines Abschiedes vertrat. Wir waren alle aufs äußerste gerührt. Ich mußte noch einmal zu ihr treten: Sie versuchte zu reden; aber es war ihr unmöglich. Sie wies etliche mal zwischen die Brust, und ward ungeduldig, daß ich sie nicht verstehen konnte. Sie wiederholte diese Zeichen noch einmal, und drückte die zusammen geballte Hand zwischen die Brust. Nun verstand ich sie, und sagte: Einen Straus meinen sie? Sie sollen ihn recht schön haben! So bald ich dieses gesprochen hatte, lächelte sie mich dankbar an, drückte sich die Augen selbst zu, und verschied.

Sieht man wohl oft ein so ruhiges Ende, als das Ende dieser Heldinn war! Noch ihre letzte

Miene war ein Beweis, daß man das im Alter, und im letzten Augenblicke des Lebens thut, was man in der Jugend sich angewöhnt hat.

Diese drey Exempel sind so überzeugend deutlich, daß ich nicht Ursache haben würde, noch weitläuftiger meinen Satz zu beweisen, daß das Sprüchwort: Jung gewohnt, alt gethan, eine ziemlich allgemeine Wahrheit sey. Aber ich darf hiebey nicht stehen bleiben. Diese Exempel sind alle drey von dem weiblichen Geschlechte entlehnet. Dadurch würde ich mich den empfindtlichen Vorwürfen einer meiner Freundinnen in Cleve bloß stellen, welche mir immer Schuld giebt, daß ich mich in meinen Reden und Schriften zu sehr an dem Frauenzimmer versündige. Sie lobt mich mit Beyfalle, wenn sie findet, daß ich keinem Stande und keinem Alter schmeichle. Die Gelehrten, den Soldatenstand, auch die Geistlichen, alle überläßt sie mir: Ja gewisser Ursachen wegen, würde sie es gern sehen, wenn ich weniger behutsam mit den Obern verführe; denn sie ist eine hitzige Patriotinn, und ihr Mann ist kein Freund von Steuern und Gaben. Aber, das kann sie durchaus nicht leiden, daß ich das Frauenzim-

mer zu oft, und, wie sie glaubt, immer nicht auf eine Art erwähne, die für eine Schmeicheley angesehen werden könne. Darüber eifert sie mit einer Heftigkeit, die dem Zanke sehr nahe kömmt. Sie würde mich böse machen, wenn sie nicht schön aussähe: Aber ihr kleiner Mund bekommt einen ganz neuen Reiz, wenn er schmält; ihre Augen sind auf eine besondre Art angenehm, wenn sie ein wenig grimmig werden. Ich liebe diese kleine Kunstrichterinn in der wilden Unordnung, worein sie die Liebe zu ihrem Geschlechte setzt. Ich werde mich wohl noch weiter auf diese Art versündigen. Ich würde gar zu viel verlieren, wenn ich sie nicht wider mich erzürnte. Wie reizend wird sie mit ihren weißen Zähnen knirschen, wenn sie diese Stelle so unvermuthet in meinen Sprüchwörtern findet! Ich habe ihr gedroht, daß ich ihre Partheylichkeit der Welt verrathen wollte, wenn sie nicht aufhörte, mich mit ihrer Kritik zu martern. In der That hat sie bey ihren tugendhaften Vollkommenheiten gar nicht Ursache, sich der Fehler ihres Geschlechts anzunehmen. Sie sollte bedenken, daß ihr Geschlecht die Hälfte der Welt ausmacht; so

würde sie selbst nachrechnen können, daß ich niemals zwo tugenhafte, oder zwo lächerliche Charaktere malen kann, ohne den einen von dem Frauenzimmer zu borgen. Gleichwohl entschuldige ich bey ihr diese Vorurtheile. Sie thut nichts, als was der größte Theil der Leser thut, welcher zwar geschehen lassen, daß man aller spottet, aber alsdenn die Stirne runzeln, wenn man den ihrigen zu nahe kömmt. Sehn Sie, Madame, wie billig ich bin. Und damit ich Sie noch mehr beruhige; so will ich dieses Sprüchwort nicht eher schließen, bis ich einige Exempel angeführt, daß auch bey uns Mannspersonen die Thorheiten der Jugend noch im Alter ihre volle Kraft unverändert behalten. Können Sie wohl mehr von mir verlangen, Madame? Ich küsse Ihnen die Hände!

Der ungerechte Herkommann, dieser Vater der Sporteln, und Hohepriester der Chicane, wird auf dem Rathhause unvergessen seyn, so lange man noch einen Schelm nennt. Den ersten Schritt, den er in die hohe Schule that, den that er in das Haus eines Mannes, welches von den Thränen der Wittwen, und dem geraubten Brodte der Waisen erbaut war. Dieser geschworne Feind der

Gerechtigkeit empfieng ihn, als den hoffnungsvollen Sohn seines würdigen Freundes, mit offenen Armen. Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß der Vater unsers Herkommanns im Gefängnisse gestorben war, und dieses um einer Kleinigkeit willen: Mit einem Worte, er hatte ein paar falsche Wechsel gemacht; in der That war dieses unter allen seinen Verbrechen das kleinste. Herkommann endeckte seinem neuen Vater gar zeitig die großen Gaben, die in ihm noch unausgebildet lagen. Ohne sich auf der Universität lange mit dem zu martern, was man Theorie nennt, schritt er gleich im ersten Jahre zur Praxi. Es vergiengen nicht vier Monate, so war er im Stande, alle Hände nachzumalen. Bey müßigen Nebenstunden übte er sich in der Geschicklichkeit, Siegel nachzudrücken, und Briefe unvermerkt zu öffnen. Damit er einige Nahrung haben, und desto mehr aufgemuntert werden möchte; so lehrte ihn sein Gönner die einträgliche Kunst, Zeugnisse abzulegen, und brachte ihn in kurzem dergestalt in die Kundschaft, daß er der ganzen Gegend, in allen möglichen Fällen, und wo es nur verlangt ward, mit seinem Zeug-

nisse gegen die Gebühr diente. Hievon hatte er einen dreyfachen Nutzen: Er verdiente Geld; er ward so unverschämt, als nach den Grundsätzen seines Lehrers ein Advocat seiner Art seyn mußte; und endlich lernte er zugleich durch eigne Ehrfahrung, wie man Zeugen abrichtet. Diese zween letzten Vortheile bringen noch mehr ein, als alle Titel aus den Pandekten. Nunmehr fand ihn sein Lehrer fähig, der Gerechtigkeit den Krieg anzukündigen, und zu practiciren. Seinen ersten Proceß verlor er. Sein Gegner war ein Advocat, der geschickt, ehrlich, uud unerschrocken war: Sein Richter war einsehend und unpartheyisch. Unser Herkommann war noch nicht abgehärtet, und unverschämt genug, vor den Augen eines gerechten Richters, und eines Gegners, den die Wahrheit muthig machte, die augenscheinliche Ungerechtigkeit seiner Sache zu vertheidigen. Er konnte sich nicht fassen; der Richter überführte ihn seiner Bosheit; sein Client verlor seine Ansprüche, und sein baares Geld; der unglückliche Herkommann aber schlich beschämt nach Hause, und klagte seinem Meister den traurigen Ausgang seines ersten Angriffs. Dieser erfahrne Mann munterte ihn auf.

Er gestund ihm, daß es sehr schwer sey, vor den Augen eines unparteyischen Richters, und eines erfahrnen Gegners eine ungerechte Sache gelassen zu vertheidigen: Zugleich aber versicherte er ihm, es sey ein sehr seltnes Phänomenon, einen solchen Richter, und einen solchen Gegner beysammen zu finden. Muth müsse er fassen, dem Richter beständig widersprechen, seinen Gegner durch persönliche Vorwürfe und Grobheiten erhitzen; mit einem Worte, wenn er sie nicht mit der Bündigkeit der Beweise überführen könne, so müsse er sie durch die Stärke seiner Lunge überschreyen. Oft lernt ein junger Feldherr durch den verlust einer Schlacht mehr Kriegskunst, als durch den vortheilhaftesten Sieg: Unserm Herkommann wiederfuhr eben dieses. Durch sein Unglück ward er groß. Bisher hatte er sich vornehmlich nur dieses angelegen seyn lassen, wie er die unbequemen Regungen eines ersterbenden Gewissens niederdrücke, und sein Gesicht gewöhne, niemals zu erröthen: Nun arbeitete er auch an seiner Lunge, und arbeitete mit einem so glücklichen Erfolge, daß er mit der Dreistigkeit eines alten legalen Betrügers in kur-

zer Zeit den Richter betäubte, und den Gegentheil überschrie. Nunmehr ward er allen Richterstuben schrecklich, und in der ganzen Gegend als ein grosser Advocat berühmt. Wittwen und Waisen zitterten vor seinem Namen; aber allen denen war er eine sichre Zuflucht, welche verdienten, gehangen zu werden. So seltne Verdienste sind einer seltnen Belohnung würdig. Der alte getreue Wegweiser unsers Herkommanns erstaunte über den geschwinden Fortgang dieses jungen Rabulisten. Er freute sich über dieses Werk seiner Hände, und liebte ihn, wie ein reißender Wolf seine Jungen liebt. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie wenig Zeit dazu gehöre, sich reich zu plündern. Schon im Geiste stellte er sich die Größe, und die Reichthümer seines muthigen Herkommanns vor. Zur Belohnung seiner ihm geleisteten Dienste, wollte er sein Glück mit dem Glücke dieses hoffnungsvollen Mannes verbinden: Er gab ihm also seine einzige Tochter. Die vertraulichste Einigkeit der Strassenräuber ist von keiner Dauer, und nimmt oft ein blutiges Ende. Herkommann, und sein Schwiegervater waren beyde zu boshaft, als daß sie lange Zeit mit einander in einem Hause ruhig leben konn-

ten. Ihre Feindschaft brach mit Heftigkeit aus; sie verklagten einander vor dem Richter. Die ganze Stadt war aufmerksam, wie bey dem rasenden Kampfe zwoer grimmiger Bestien. Herkommann, welchen die Chicane vorzüglich liebte, wie das Glück junge Helden liebt, und alten untreu wird; Herkommann, den sein Schwiegervater zum Raube eingeseguet, und zum Betrüger abgerichtet hatte, dieser undankbare Herkommann bestritt ihn mit seinen eignen Waffen, und siegte. Er war so geschickt, daß er seinen Schwiegervater um das Haus, und um sein ganzes Vermögen brachte. Er ließ ihn elendiglich verhungern. Nun war ihm weiter nichts im Wege, ungehindert zu würgen. Er that es dreyßig Jahre lang, und verwüstete die ganze Gegend. Das war ihm noch nicht genug: Auch nach seinem Tode wollte er noch schaden. Er machte ein Testament, welches seine Erben in die größte Verbitterung und in Processe stürzte, die ihnen nicht allein die Erbschaft zernichteten, sondern auch noch ihr eignes Vermögen kosteten. Herkommann that also im seinem Alter das, woran er sich in seiner Jugend gewöhnt hatte. Er war ein junger Bösewicht, ein alter Räuber, und auch

nach seinem Tode noch ein schändlicher Betrüger. Es fällt mir noch eine merkwürdige Handlung seiner standhaften Bosheit ein. Wenig Stunden vor seinem Tode entschloß er sich, des Wohlstandes wegen den Beichtvater zu sich kommen zu lassen. Dieser segnete ihn endlich ein, und beym Einsegnen merkte Herkommann, daß er contrebandes Tuch zum Priesterrocke hatte. Er ließ den Fiscal rufen, gab es an, und starb.

N. N. ward durch den Tod seiner Aeltern der unwürdige Erbe eines ansehnlichen Vermögens. Sein rechtschaffener Vater kannte ihn genauer, als viele Väter ihre Kinder nicht kennen. Er hatte gemerkt, daß sein Sohn, von den ersten Jahren an, das Geld, so man ihm in die Hände gab, auf die niederträchtigste Art verschwendete. Er bemühte sich, den Folgen davon durch ein sehr sorgfältig eingerichtetes Testament vorzukommen. Diese Sorgfalt war vergebens. In der verabscheuungswürdigsten Geselischaft von eigennützigen Freunden, von Spielern und Huren brachte er sein Vermögen durch, ohne es selbst zu genießen. Jtzt lebt er von dem Allmosen seiner Freunde. Weder die Verachtung der ganzen Stadt, noch die nagende Armuth,

S. H. Grim̃. inv: C. G. G. sc:

noch eine Zeit von funfzig traurigen Jahren sind vermögend gewesen, ihn vernünftig zu machen. An seine rasenden Ausschweifungen denkt er mit Vergnügen, und versichert mit den schrecklichsten Flüchen alle, die es hören wollen, daß, wenn sein Vater heute stürbe, er noch heute Anstalt machen würde, das ererbte Vermögen mit eben der wilden Art zu zerstreuen, wie er es vor dreyßig Jahren gethan habe.

Veit Knollius war des Verwalters Sohn, und in seinem Dorfe der gelehrteste Bauerjunge. Seine zärtliche Mutter war erkenntlich; drum lobte ihn der Schulmeister alle Sonntage. Das machte den albernen Buben hochmüthig; er verachtete die andern Knaben, welche nicht so fix lesen und schreiben konnten. Es war ihm unleidlich, wenn ihm einer von seinen Mitschülern widersprach, und da ihm die Natur außer seinem großen Verstande, auch große Fäuste gegeben hatte, so prügelte er auf die armen Jungen despotisch los. In dieser Gemüthsverfassung kam er auf eine Stadtschule, wo er alle Tage gelehrter, und alle Tage unbescheidner ward. Auf hohen Schulen brachte er es in der Grobheit immer weiter. Er war un-

ermüdet fleißig, andern ins Gesicht sagen zu können, daß sie unwissender Pöbel wären. In kurzem sagte er dieses seinen eignen Lehrer; und damit er die Freyheit erlangen möge, es öffentlich behaupten zu dürfen, so öffnete er sich den Weg zur Katheder, und wies der Welt in dem schönsten Lateine, dessen sich in Rom kein Bootsknecht hätte schämen dürfen, daß alle seine Collegen unwissende Esel, und deutsche Ochsen wären, und daß nur er von den Musen gesandt wäre, seinem blinden Vaterlande die Augen zu öffnen, und den hochmüthigen Ausländern einen Mann entgegen zu setzen, der Knollius heiße. Es waren einige Theile der Gelehrsamkeit, um die er wahre Verdienste hatte, seine Feinde selbst konnten ihm das nicht absprechen: Aber auch seine besten Freunde mußten gestehen, daß diese Verdienste durch seine Eigenliebe, und beleidigende Grobheiten dergestalt verdunkelt würden, daß er allen unerträglich sey, und ein unpartheyischer Richter immer unschlüßig bleibe, ob man mehr Ursache habe, ihn hoch zu schäzen, oder ihn zu verachten. Diese Aufführung welche so gar die Kritici in den Niederlanden für unhöflich hielten, erregte ihm viele heftige Geg-

ner. Man griff ihn von allen Seiten unbarmherzig an, und zeigte ihm theils mit einer ernsthaften Gelassenheit, theils mit beissender Bitterkeit, theils aber in seiner eignen groben Sprache, daß er der gelehrteste Limmel seiner Zeit sey. Bey allen diesen Anfällen blieb er muthig stehen. Er war von seinen Verdiensten so trunken und von der dankbaren Ehrfurcht, die ihm die späteste Nachwelt bezeigen würde, so gewiß überzeugt, daß er die vernünftigen und unvernünftigen Vorwürfe mit gleichem Hochmuthe verachtete. Grotius und Bayle waren große Männer gewesen, und eben um deswillen waren sie den feindseligen Spöttereyen ihrer neidischen Gegner ausgesetzt. Dieses war sein Trost; aber er besann sich nicht, daß auch Bav und Mäv verspottet worden waren. Unser großer Knollius hatte in lateinischen Büchern gelesen, daß die ungesittetsten Männer durch die Liebe menschlich, und bescheiden worden waren. Diese nannte er weibisch. Er flohe also den Umgang mit Frauenzimmer; er heirathete nicht, er liebte niemals, und flüchtete sich vor der Liebe hinter seine fürchterlichen Folianten, um nicht menschlich, und nicht gesittet zu werden. Denn nun hoffte er,

zur Vergeltung seiner Unempfindlichkeit, ein desto größerer Gelehrter, seinen Feinden nun schrecklicher, und unsterblicher zu werden. Unter dergleichen menschenfeindlichen Beschäftigungen ist er alt worden. Man will der Nachwelt seinen Ruhm überlassen, und fängt daher schon itzt an, ihn zu vergessen. Diese Verachtung fühlt er nicht. Noch schreibt er muthig fort. Es fehlt ihm nicht ganz an Schülern und Bewunderern, so unbescheiden er auch ist. Diese junge grobe Brut giebt seinem gelehrten Hochmuthe immer neue Nahrung. Er zieht sie für die Nachwelt heran, so wie er erzogen worden ist. Er braucht sie bereits zu kleinen kritischen Streifereyen, und segnet sie in seinem väterlichen Schoose, wenn sie mit Schlägen zurück gejaget werden. Es ist zu befürchten, daß unser Knollius noch lange lebt: Man kann aber gewiß glauben, daß er sich niemals ändern wird, da er sich in funfzig Jahren nicht geändert hat. Schon auf dem Dorfe bey seinem Vater war er der unerträgliche Bube, der mit Fäusten drein schlug, wenn ihm widersprochen ward: Noch in diesem Augenblicke ist er eben so ein kritischer Bengel, und verfolgt alle die mit seinen gelehrten,

Grob-

Grobheiten, die so unbedachtsam sind, ihm zu widersprechen. Ich freue mich, daß ich auch unter dem gelehrten Pöbel Männer finde, die die Wahrheit meines Sprichworts beweisen.

Diejenigen, welche eine bürgerliche Erziehung, oder der Mangel, oder der Geiz, oder der Hochmuth, oder alle diese Umstände zusammen nöthigen, zu arbeiten, diese sind immer ungerecht genug, zu behaupten, daß der Müßiggang eine sehr leichte Sache sey, daß aus demselben viel Schaden für das gemeine Wesen entstehe, und daß es ihnen ganz unbegreiflich sey, wie ein vernünftiges Geschöpfe Geduld haben könne, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Auf diese Vorwürfe will ich nur mit wenigem im Namen der Müßiggänger antworten, da es zu viel Arbeit für sie seyn würde, wenn sie es selbst thun sollten.

Es ist ungerecht zu sagen, daß der Müßiggang eine leichte Sache sey. Man betrachte nur die unruhige Wirksamkeit der Seele, welche sich beständig beschäftigen, beständig mit neuen Vor-

würfen unterhalten, niemals, so gar im Schlafe nicht, ruhen will. Wie viel Arbeit gehört dazu, diese geschäfftige Seele in eine ruhige Unempfindlichkeit einzuwiegen? Wie schrecklich muß einem Menschen, der des Müßiggangs noch ungewohnt ist, die traurige Aussicht in das Leere des langen Tages seyn, welchen er beym Erwachen anfängt? Er wird es durch die Zeit gewohnt; er gähnt dem Tage entgegen, nährt seinen Körper, sucht sich in Gesellschaft anderer Müßiggänger zu zerstreuen, und freut sich, wenn die erquickende Stunde kömmt, wo er sich vor dem Getöse der arbeitenden Welt in sein Bette flüchten kann. Wie dieser Tag ist, so sind die vielen tausend Tage, die er zu leben hat. Bey einer solchen gedankenlosen Einförmigkeit würde sich ein Engelländer hängen; aber ein sich selbst gelassener Deutscher wird dabey fett. Ist der Müßiggang so leicht, warum fliehen ihn diejenigen so sehr, die dergleichen Vorwürfe machen?

Also ist es nicht leicht müßig zu gehen; ich will aber auch beweisen, daß aus dem Müßiggange nicht allein gar kein Schaden für das gemeine Wesen entsteht, sondern daß solcher demselben ungemein vortheilhaft ist. Die Stärke eines Landes

besteht in der Nahrung, das ist ausgemacht; die meiste Nahrung ist da, wo das meiste verzehrt wird, das ist auch ausgemacht; und nirgends wird mehr verzehrt als wo viel Müßiggänger sind. Verlangt man davon Beweis? Ich will es nicht hoffen. So bald ein Müßiggänger aufsteht, so bald fängt er an zu verzehren, und kaut noch in dem Augenblicke, da er sich, obwohl spät, zu Bette legt. Von den zwölf Stunden, die er wacht, werden achte mit Essen und Trinken zugebracht, und da er niemals ißt, wenn ihn hungert, und niemals trinkt, wenn ihn dürstet, so sind es nur theure Speisen und kostbare Getränke, die er wählt, seinen Geschmack zu reizen. Ein Mann, der durch Arbeit sein Brodt verdient, lebt die meisten Tage über sparsam, und verthut gemeiniglich nur wenige Groschen. Ein Müßiggänger hingegen, dessen Vater ihm das Brodt verdient hat, wird mehr Thaler verzehren, als jener Groschen braucht. Nun rechne man selbst nach, (dann itzt rede ich nur mit denen, die rechnen) welcher von beyden dem Vaterlande am meisten nützlich sey. Ich will weder von dem übrigen Aufwande in Kleidung, in Spie-

len, noch von dem kostbaren Viehe reden, das gemeiniglich ein vornehmer Müßiggänger zu seiner Gesellschaft unterhält. Man sieht hieraus deutlich, wie unentbehrlich die Müßiggänger dem Commerze sind. Das wird man wohl ohne mein Erinnern verstehn, daß ich nicht vom Pöbel, oder armen Müßiggängern rede; eben darum sind diese zur Arbeit verdammt, weil sie Pöbel und arm sind: Nur von denen rede ich, welche entweder den guten Einfall gehabt haben, sich von reichen Müttern gebären zu lassen, oder denen die Vorsicht des Himmels eine reiche Frau gegeben, oder welche die vornehme Kunst verstehen, das Vermögen anderer Leute zu verzehren.

Außer diesem Nutzen, welcher dem Vaterlande durch dergleichen Müßiggänger in Ansehung des Consumo, wie man es kunstmäßig nennt, zuwächst, ist auch noch ein Vortheil, den die arbeitenden Mitbürger zu genießen haben. Dadurch, daß jene zu groß sind, als daß sie arbeiten sollten, bleiben Aemter genug übrig, durch welche diese ihr Brodt verdienen können: Und wenn auch, wie es oft geschieht, vornehme Müßiggänger wichtige Aemter bekleiden; so hat doch der Himmel, der

alle seine Gaben so weislich eintheilt, gemeiniglich dasjenige, so er durch den Rang, und das Vermögen an sie verschwendt, ihnen wieder am Verstande abgebrochen, und dadurch sie in die Nohtwendigkeit gesetzt, diejenigen zu Hülfe zu rufen, welche für sie und ihr Amt, gegen billige Bezahlung, Verstand genug haben.

Was ich hier mit wenigem berührt habe, ist weiter nichts, als ein kurzer Einwurf eines weitläuftigen Buchs, welches ich künftig unter dem Titel: Die schwere Kunst, müßig zu gehn, dem geliebten Vaterlande liefern werde, wenn mir der Himmel mein Leben und meine rechte Hand fristet. Itzt also will ich davon weiter nichts sagen, und nur diejenigen freundschaftlich warnen, welche immer so übereilend sind, auf den Müßiggang zu schmälen, und die Müßiggänger zu verachten; ohne zu bedenken, daß sie Unrecht haben, und sich der Feindschaft so vieler Erlauchter und Hochwürdiger Müßiggänger aussetzen.

Der letzte Vorwurf ist noch zu beantworten übrig. Es können nämlich meine Gegner nicht be-

greifen, wie ein vernünftiges Geschöpf Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an, bis in das höchste Alter, in einem ununterbrochenen Müßiggange zuzubringen. Ich kann es nicht läugnen, mir war es anfänglich auch ganz unbegreiflich; ich fragte also Seine Excellenz, den Herrn Baron von ***, einen meiner größten Gönner und Beförderer, darum, welcher nunmehr, durch die Gnade des Himmels, und seines ererbten Vermögens, zwey und siebenzig Jahre rühmlichst müßig gegangen ist. Er lag eben auf dem Canapee, und rauchte Tobak, da ich ihm meinen Zweifel vortrug. Allein er lächelte mich mit seiner faulen Miene an, und sagte: Sind Sie auch so ein Narr, Herr Panßa! Wissen Sie das noch nicht! Nach Tische will ich es Ihnen sagen, wenn ich Zeit haben werde. Aber bis itzt hat er noch keine Zeit gehabt; und er wird verdrüßlich, wenn ich ihn an sein Versprechen erinnere. Ich muß also warten, bis die glückliche Stunde kömmt, wo er sich die Zeit nehmen wird, mir das große Geheimniß zu entdecken. Bis dahin müssen sich meine Leser gedulden; ich kann ihnen nicht helfen.

Damit ich aber doch etwas thue, so will ich

der Welt eine kurze Nachricht von diesem patriotischen Müßiggänger geben. Sein Vater, welchen die Nachbarschaft nur unter dem Namen des alten Junkers kannte, war wegen seiner Wuchereyen berühmt. Er hielt die empfindlichsten Vorwürfe aus, um ein pro Cent mehr zu gewinnen. Sein Haus war ein Magazin von Geräthe, und andern Sachen, welche die Nothdürftigen in dasiger Gegend bey ihm, als Pfänder, versetzten. Durch beständige Processe gewann er bey nahe noch mehr, als sein Advocat; er strit mit allen Nachbarn, und brachte die ansehnlichsten Familien an den Bettelstab. Mit einem Worte; er scharrte ein erstaunendes Vermögen zusammen, welches er seinem einzigen Sohne, meinem großen Mäcenaten, hinterließ. Dieser kam auf die Welt, da sein Vater schon fünf und sechzig Jahr alt war. Die Feinde seiner Mutter, einer jungen und liebenswürdigen Frau, hielten seine Geburt für sehr problematisch, und machten seinen Vater, nicht so wohl durch die Vorstellungen, daß er ein Hahnrey seyn könnte, als vielmehr dadurch unruhig, daß er einen ziemlichen Theil seines Vermögens auf die Erziehung

dieses ungehofften Kindes würde verwenden müssen. In dieser ängstlichen Ungewißheit blieb er fast ein halbes Jahr, da er endlich merkte, daß dieses Kind sehr wenig Nahrung zu sich nahm, und wenn es am heftigsten weinte und schrie, dennoch den Augenblick beruhigt ward, und munter lächelte, so bald man mit einem Beutel voll Geld klirrte. Diese Sparsamkeit, und dieser natürliche Hang zum Gelde überzeugte ihn, wider alle Vorwürfe der Natur, daß dieses Kind sein leiblicher Sohn sey. Er freute sich über diese Entdeckung; er nahm sich großmüthig vor, seinem Sohne eine anständige Erziehung zu verschaffen, und ihn schreiben und rechnen zu lehren.

Dieses liebenswürdige Kind gab gar zeitig die deutlichsten Merckmaale von sich, daß ihn die Natur erschaffen habe, nichts zu thun. Er schlief beständig, und niemals ruhiger, als an der Brust seiner Amme. Mit dem ersten Jahre wollte man ihn entwöhnen; aber es war ihm viel zu mühsam, zu kauen: man sahe sich daher genöthigt, ihn bis ins dritte Jahr zu stillen. Bis ins zehnte Jahr gängelte man ihn, weil er niemals lernen wollte allein laufen, sondern beständig im Stuhle

sitzen blieb. Um diese Zeit fieng er auch an zu reden, aber sehr langsam; und noch itzt ist seine Sprache so lallend, wie die Sprache eines Kindes; denn er glaubt, es entkräfte ihn zu sehr, wenn er ordentlich, und vernehmlich rede. Des Wohlstandes wegen hielt man ihm einen Hofmeister, welcher sehr scharfen Befehl hatte, das gute Kind nicht zu übertreiben, am wenigsten strenge zu halten. Es blieb ihm also weiter nichts zu thun übrig, als dieses, daß er seinen Schüler früh um zehn Uhr aufweckte, bis um zwölf Uhr anziehen ließ, über der Tafel für seine Nahrung sorgte, nach Tische sich neben das Canapee setzte, und von dem kleinen Junker, so lange er Mittagsruhe hielt, die Fliegen abwehrte, hernach Caffee mit ihm trank, ein paar Stunden spatzieren gieng, um ihn zum Abendessen vorzubereiten, und wenn auch dieses überstanden war, ihn endlich zu seiner Ruhe brachte. Dieses waren die tägliche Beschäfftigungen seines Hofmeistrrs. Wie viel geschickte Hofmeister wurden in der Welt seyn, wenn man auch so billig wäre, von ihnen weiter nichts zu foderen, als was der alte Junker von diesem foderte! Ungeach-

tet dieser spielenden Art zu unterrichten, war doch unser junge Herr schon im achtzehnden Jahre so weit gekommen, daß er buchstabieren konnte. Um deswillen schickten ihn die Vormünder auf die hohe Schule, wo er drey Jahre lang schlief und aß; und nach rühmlichst absolvierten akademischen Studien, wie ihm alle Professores, und Weinschenken bezeugten, mußte er auf Reisen gehen. Man packte ihn also, unter der Begleitung eines alten Kammerdieners, und eines erfahrnen Kochs, in einen sehr bequemen Reisewagen, und fuhr ihn fast zwey Jahre, in Deutschland, Frankreich, und den Niederlanden herum. Alsdenn ließ ihn seine gnädige Mama nach Hause kommen, um zu sehen, wie sich ihr einziger lieber Sohn in fremden Landen gemästet habe. Man wog ihn den Augenblick, da er vom Wagen stieg, denn man hatte ihn bey seiner Abreise gewogen; und da fand man ihn, zum unaussprechlichen Vergnügen seines hohen Hauses, zwanzig Pfund schwerer, als vor zwey Jahren. Den nächsten Sonntag darauf mußten alle Bauren Gott danken, der diese Reise so augenscheinlich gesegnet hatte. Es gab in der Nachbarschaft leichtsinnige Gemüther, welche über die-

28.

S.H.Grim̄ inv. C.G.G. sc: 1766.

sen zwanzigpfündigen Segen spotteten; aber ich glaube nicht, daß sie recht thaten. Wie viele von unsern jungen Edelleuten gehen in fremde Länder, und haben von ihren kostbaren Reisen so vielen Neutzen bey weitem nicht, als dieser hatte! Durch den Tod seiner Mutter, welcher kurz darauf erfolgte, sahe sich unser Junker genöthigt, die Verwaltung der Güter selbst zu übernehmen. Weil er aber noch itzt eben die gemächliche Lebensart führte, die er unter der Aufsicht seines Hofmeisters geführt hatte; so war es ihm nicht zuzumuthen, daß er sich um die Einnahme und Ausgabe selbst bekümmern sollte. Er trug also diese gemeine Arbeit einigen seiner Bedienten auf; und weil er sieht, daß ihm weder am Essen, Trinken, noch einiger Art der Bequemlichkeit etwas abgeht, so ist er mit ihrer Verwaltung sehr wohl zufrieden. Sie werden reich, und er wird fett. Das ist alles, was er wünscht; denn dazu ist er zu faul, daß er geizig seyn, und erst mühsam untersuchen sollte, wo seine Bedienten in so kurzer Zeit zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen können Er hat sich niemals entschließen können, zu heirathen; denn seine Lehnsfolger haben ihm bey aller

Gelegenheit die schrecklichsten Vorstellungen gemacht, wie mühsam der Ehestand sey. Die schwerste Arbeit, die er in seinem Leben unternommen, und glücklich ausgeführt hat, ist diese, daß er in seinem funfzigsten Jahre Baron geworden ist. Aber auch diese hat ihn tausendmal gereut, wenn er an die unruhigen Zeiten des fürchterlichen Bernhards von Galen zurück gedacht, und sich die Möglichkeit vorgestellt hat, daß bey einem allgemeinen Aufgebote der Ritterschaft er vielleicht mit aufsitzen, und als Baron sich an die Spitze stellen müsse, da er ausserdem, als ein gemeiner Edelmann, sich in dem dicksten Haufen unbemerkt verbergen können. Denn der Blutdurst ist sein Fehler nicht, ob er sich schon niemals ohne Harnisch malen läßt; und aus Liebe zur Ruhe, und einer guten Gemächlichkeit, bittet er Gott brünstig um die Erhaltung des lieben Friedens. Vor drey Wochen hat dieser ehrwürdige Greis sein zwey und siebzigstes Jahr angetreten, und den billigen Vorsatz gefaßt, den Rest seiner Tage in Ruhe zuzubringen. Zu dem Ende hat er sich ein geraumes Canapee mit Stalfedern machen lassen, in welchem er von zehen Uhr des Morgens, bis A-

bends um acht Uhr wohnt, und unter Essen, Trinken und Tabakrauchen, in der Gesellschaft einiger artigen Möpse, seinen Tod ruhig erwartet. Das Einzige, was ich wünsche, ist dieses, daß ihm der Himmel nur so lange noch sein theures Leben fristen möge, bis er mir und meinen Lesern die schwere Frage aufgelöst hat, wie es möglich sey, daß ein vernünftiges Geschöpfe Geduld genug habe, sein ganzes Leben, von den ersten Jahren an bis ins hohe Alter, in einem ununterbrochenen Müssiggange zuzubringen? Sollte ihn aber der Tod dahin raffen, ehe wir dieses von ihm erführen; so wird uns doch sein ungeschäfftiges Leben zu einem Beweise dienen, daß ein Müßiggänger auch in seinem Alter nichts thue, da er in seiner Jugend nichts zu thun gewohnt gewesen ist.

Der Satz ist sehr richtig, daß man schon in dem Knaben den Mann erblickt, und aus den Handlungen der Kinder mit einiger Zuverläßigkeit prophezeihen kann was für eine Rolle sie bey zunehmenden Jahren, und im Alter spielen werden. Mein Onkel ist ein alter Winkelschulmeister, und hat sich durch seinen Fleiß so beliebt gemacht, daß ihm fast die halbe Stadt ihre Kinder zur Unterweisung an-

vertraut. Dieser Gelegenheit bediene ich mich, Betrachtungen anzustellen. Ich bin beständig unter diesen Kindern, die ich mir durch kleine Gefälligkeiten verbindlich zu machen gewußt habe. Da sie mich gewohnt sind, und ich bey allen ihren kindischen Thorheiten freundlich bleibe; so verstellen sie sich in meiner Gegenwart nicht, und ich erlange dadurch das Vergnügen, mit einem prophetischen Auge in die Nachwelt unserer Stadt zu sehen, und für sie tausend gute und schlimme Folgen zu entdecken, die andern, welche nicht so aufmerksam sind, ganz verborgen bleiben. Ja, ich bin so weit gekommen, daß ich mir getraue, mit einer ziemlichen Gewißheit zu bestimmen, was wir in funfzig Jahren für neue Secten in der Kirche haben werden, wie es mit der Handlung stehen wird, welche Art vom Witze alsdenn mode seyn wird, und ob die Aemter auf dem Stadthause eben so unachtsam, und mit eben der Ungeschicklichkeit, wie itzt, werden verwaltet werden.* Ich habe

* Der Verleger erinnert hiebey, daß Herr Anton Panßa dieses in J***, einem Städtchen in Westphalen schreibt, wie im Eingange dieser Sprüchwörter angemerkt worden ist.

hiebey eben die Belustigung, die ein Mensch hat, der mit einem Sehrohre meilenweit neue Aussichten und Gegenden entdeckt, die denen ganz unbekannt bleiben, welche bey ihren schwachen Augen nur wenige Schritte vor sich hinsehen können. Da ich als ein wahrer Menschenfreund, niemals ein Vergnügen allein geniessen kann, so will ich auch dieses mit meinen Lesern theilen, und ihnen von einigen Knaben die Charactere beschreiben, die ich an ihnen entdeckt habe. Sie können solche als moralische Aufgaben ansehen; denn ich überlasse ihnen das Urtheil, was für ein Mann aus einem jeden dieser characterisirten Knaben werden dürfte.

Christoph, der Junge eines Hufschmidts, hat niederhangende Augenbraunen, unter denen er tückisch hervor guckt. Er spricht wenig mit andern Jungen; mit sich selbst aber redet er beständig. Wenn er allein zu sein glaubt; so streichelt er sich mit einer schmeichelhaften und beyfälligen Art auf den Backen, und heißt sich den großen Christoph. Wenn er zween Jungen auf der Gasse beysammen sieht; so glaubt er, daß sie mit Bewunderung von den Vocabeln reden, die er gestern in der Schule gelernt hat. Er weis mit einer wohlausgesuchten

Unachtsamkeit den Donat, oder ein anders Schulbuch vor der Werkstatt seines Vaters liegen zu lassen, damit die Vorbeygehenden merken sollen, daß in diesem Hause der gelehrte Junge wohnt, der lateinisch lernt. Vor ein paar Wochen warf dieser Bube dem Capellan vor, daß er in der Kinderlehre den Spruch unrichtig gebetet habe, und so bald er nach Hause kam, erzählte er es seiner Mutter mit großem Geschreye, daß er den Spruch besser beten könnte, als der Magister. Schreiben kann er noch nicht, denn er ist erst neun Jahr alt: dem ungeachtet schmiert er sich beständig Dinte an die Finger, damit die Bürger glauben sollen, Schmidts Christoph könne schon schreiben. Ja er geht so weit, daß er Dintenflecke in die Wäsche macht; und als ihm seine Mutter unlängst dieses mit ein paar Ohrfeigen verwies, so war der kleine Schurke so boshaft, daß er sie mit einer verächtlichen Miene ansah, und ihr vorwarf, sie rede, wie der unwissende Pöbel, der es auch nicht besser verstehe. Nichts thut er lieber, als daß er mit der Feder ein Blatt Papier voll gritzelt, und mir sodann mit einer tiefen Verbeugung solches über-

reicht, wobey er mich allemal mit den Worten anredet: Nach Stand und Würden geehrter Leser. Ich gebe ihm gemeiniglich dafür einige Kreuzer, und lasse mir erklären, was er eigentlich geschrieben haben wolle. Im Anfange schrieb er nichts, als Gesangbücher. Hiebey hätte er gar wohl können stehen bleiben, da es ehrwürdige Männer giebt, die auf die Unsterblichkeit einen Anspruch machen, wenn sie die christlich singende Gemeine mit einem vermehrten, und verbesserten Gesangbuche irre gemacht haben: Aber mein ehrgeiziger Christoph gieng weiter. Denn da er das kleine a. b. c. schreiben konnte; so schmierte er einen Bogen in Quart voll, und sagte, er überreiche mir den ersten Band seiner Herzenspostille. So viel muß ich ihm nachrühmen, daß ich diesen Bogen durchsehen konnte, ohne zu gähnen, und ohne zu schlafen; ich vergaß aber damals, ihm seine gewöhnlichen zween Kreuzer zu geben, welches den Buben dergestalt ärgerte, daß er allen Leuten sagte: Herr Anton Panßa ist ein Feind der Geistlichen, und kann nicht einmal Geschriebnes lesen. Noch weit schlimmer gieng es in voriger

Woche einem von seinen Mitschülern, welchem er einen vollgegritzelten Zeddel wies, und ihn bereden wollte, es sey ein Kalender, den er geschrieben habe. Weil aber dieser arme Knabe in seiner Einfalt sagte, das wäre nur ein Wisch, und kein Kalender; so drückte ihn Christoph unter sich, (denn handfest ist Christoph) und prügelte ihn unbarmherzig, damit er gestehen sollte, es sey ein Kalender; und weil er das nicht thun wollte, denn gemeiniglich sind die Leser eigensinnig, so kniete er ihm auf den Leib, und wollte ihn mit geballter Faust zwingen, daß Blat zu fressen; ja er stopfte es es ihm bereits ins Maul, als ich unverhofft dazu kam, und den unschuldigen Knaben rettete. Was glauben meine Leser, was wird wohl aus diesem Christoph mit der Zeit werden?

Der Herr Fiscal, mein Nachbar, hat zween rothköpfigte Jungen, über die ich mir viel Sorg mache. Der älteste wird ungefähr funfzehn Jahr alt seyn. Er weis mit einer gefälligen Art sich in allen Häusern einzuschmeicheln, und dieses thut er nur in der Absicht, seiner neugierigen Mutter ins Ohr zu sagen, wo frische Kuchen gebacken werden, in welcher Familie Caffeebesuch erwartet

S. H. Grim del.   C. G. G. sc: 1766.

wird, ob es wahr ist, daß jener Nachbar seine Frau prügle, und was eigentlich die Ursache seyn müsse, warum diese oder jene Frau ihre Magd mit Ohrfeigen aus dem Dienste gejagt hat. Alle diese gleichgültigen Zeitungen gewinnen in dem Munde dieses kleinen Spions ein boshaftes Ansehen; und er hat sich von seiner horchenden Mutter bereits alle die vielbedeutenden, und richtenden Mienen angewöhnt, welche sie bey der Anhörung eines neuen Märchens macht. Diese Mienen machen seine Erzählungen doppelt gefährlich, weil man dabey lachen muß. Kann er seiner Mutter keine neuen Klätschereyen von andern Familien erzählen, so geht er in fremden Häusern herum, und macht seine eigne Mutter lächerlich.

Der andere Junge, welcher erst vor ein paar Monaten ins vierzehnte Jahr getreten ist, scheint mir noch weit gefährlicher zu seyn. Er hat durch seine Schmeicheleyen das Herz meines Onkels, seines Schulmeisters, so einzunehmen gewußt, daß er die Schule mehr regiert, als mein Onkel. Schon itzt ist er ein vollkommner Tartüffe. Er begeht alle Bosheiten, deren ein Knabe von sei-

nem Alter fähig ist, und dennoch heißt ihn der Schulmeister beständig seinen lieben Sohn, sein bestes Kind. Er hat ihm um deswillen aufgetragen, in seiner Abwesenheit auf die übrigen Knaben Acht zu geben, und es ihm treulich zu hinterbringen, wenn einer oder der andere nicht stille sitzt, und kindische Ausschweifungen begeht. Dieses Amt macht den Buben dem ganzen Haufen schrecklich, und er misbraucht es eben so, wie mancher fürstliche Bediente, dem die Aufsicht über einen Theil des Landes aufgetragen ist. Die Jungen, die ihn vordem gerauft, oder ihm den Hut vom Kopfe geschmissen haben, verfolgt er unbarmherzig. Eine Rache ist ihm zu wenig; dadurch wird er noch nicht besänftigt: er rächt sich, so oft er kann. Merkt er, daß einer von ihnen Nüsse, oder Aepfel im Schubsacke hat, so stellt er ihm so lange nach, bis er ihn auf einem Versehen ertappt; und alsdenn ist nichts möglich, diesen Unglückseligen von der Anklage zu retten, als wenn er ihm seine Nüsse und Aepfel aufopfert, die er gleichwohl mit der großen Miene eines Richters annimmt, welcher sich bestechen läßt, und doch auf den Schein einer unpartheyischen Ge-

rechtigkeit eifersüchtig ist. Seine Leichtfertigkeit geht so weit, daß er anfänglich die boshaftesten Streiche anstellt, und so dann mit der heuchlerischen Miene, als ob es ihn bitterlich gereue, sich selbst anklagt, um seine Gespielen in Strafe zu bringen. Wenn einer von ihnen wegen einer That gezüchtiget werden soll, deren er noch nicht überwiesen ist; so ist dieser vorrätherische Bube allemal bereit, wider ihn zu zeugen. Findet er gar keine Gelegenheit, diesen oder jenen zu verklagen; so reißt er selbst einige Blätter aus dessen Buche, und verklagt ihn wegen dieser Unordnung beym Schulmeister. Vor kurzem ward er über einer solchen Bosheit ertappt. Der ganze Haufe seiner Mitschüler wachte wider ihn auf, öffnete dem alten Lehrer die Augen, und entdeckte diesem eine ganze Menge von Bosheiten, die er bisher niemals hatte glauben wollen. Mein Alter gerieth in die grimmige Wut eines verspotteten Lehrmeisters. Er faßte ihn bey den Hosen, und stäupte ihn vor den Augen der jauchzenden Schüler, von denen einige so dienstfertig waren, ihn zu halten, um ihm die Strafe besser fühlen zu lassen. Was sollte der

arme Inquisit thun, da er überzeugt war, und sich weder entschuldigen, noch retten konnte? Er hielt seinen Schilling bußfertig aus, kroch zu den Füssen seines beleidigten Lehrers, gestand sein Verbrechen, versprach Besserung, und bat es ihm mit Thränen ab. Das that er, um das Vertrauen dieses leichtgläubigen Alten und seinen vorigen Posten wieder zu erlangen, damit er sich an denen rächen könne, welche itzt über ihn triumpheret hatten. In wenig Tagen ward er wieder der vertraute Liebling, der er sonst gewesen. Nun ist er seinen Mitschülern weit gefährlicher, als iemals. Es ist keine Art der Verfolgung, die er nicht wider sie ausübt. Mein Onkel ist ein Liebhaber von jungen Tauben: der Bösewicht weis das, und dreht ihnen allen in einer Nacht die Hälse um. Den Morgen darauf wird eine scharfe Untersuchung angestellt. Unser Tartüffe tritt auf, und zeiht die That dem Sohne eines Barbiers, dessen unversöhnlicher Feind er ist, weil dieser bey der großen Execution ihm die Hosen gehalten hatte. Was für Ungerechtigkeiten wird dieser Knabe in zwanzig Jahren begehen, wenn er Stadtschulze werden sollte!

Ich rauche in müßigen Stunden eine Pfeife Tabak bey einem Würzkrämer, welcher eine ziemliche Anzahl Kinder hat. Unter diesen bin ich besonders auf zween Knaben und ein Mädchen aufmerksam.

Der älteste von ihnen ist ein stilles und fleißiges Kind, welches alle Tage seinen Spruch lernt, weil ihm die Mutter für jeden Spruch einen Pfenning giebt. Er bekömmt auch bey andern Gelegenheiten einige Groschen in seine Sparbüchse, die er sehr sorgfältig sammelt, an statt daß seine übrigen Geschwister ihr Geld vernaschen. So oft er aus der Schule kömmt, zählt er nach, ob er sein Geld noch beysammen hat. Er ist in der Kunst, reich zu werden, schon so weit gekommen, daß er einige mal den Bettelleuten den Kreuzer, so er ihnen bringen sollen, untergeschlagen, und ihnen nur einen Heller vor die Thüre gebracht hat. Ein alter Bürger, sein Pathe, der auf Pfänder leiht, hat unaussprechliche Freude über die gute Wirthschaft dieses Knabens. Um ihn besser aufzumuntern, und zugleich seinen Scherz mit ihm zu haben, borgt er ihm von Zeit zu Zeit gegen schrift-

liche Versicherung einige Groschen auf ein paar Wochen ab, und zahlt sie ihm so dann in neuen Münzen, mit einem starken interesse zurück. Dadurch ist der Junge schon so weit gekommen, daß er von Agio, von pro Cent, von Versicherung, und Wechselrechte plaudert.

Sein jüngerer Bruder ist ein munterer Kopf, und zugleich der feinste Bösewicht, den man unter Kindern von zwölf Jahren suchen kann. Er borgte ihm einige Kreuzer ab, und versprach ihm nebst richtiger Bezahlung, die Interessen an Kuchen und Obste zu geben. Er zahlte auch die Interessen einige Tage richtig, weil er beredt genug war, seinen übrigen Geschwister solche abzuschwazen. In kurzem waren sie diese Freygebigkeit überdrüßig. Die Interessen bleiben also aussen, und der Gläubiger drang auf die Buzahlung. Was soll unser junger Schuldner in dieser Angst thun? Er hat von dem alten Nachbar gesehn, daß man ein Blat Papier giebt, welches ein Wechsel heißt: Er thut daher seinem wuchernden Bruder den Vorschlag, daß er ihm das übrige Geld gegen Wechsel auch leihen solle, verspricht ihm dafür, nebst reichen Interessen, alle Zahlpfennige, die er von

den andern Jungen gewinnen werde, und nebst den Zahlpfennigen alle Tage einen Apfel. Diese Vorschläge gefallen; der ältere Bruder leiht ihm, in der Hoffnung eines so ansehnlichen Gewinnstes, die ganze Sparbüchse, und erhält dafür ein mit Dinte beschmiertes Zeddelchen, ungefähr von der Größe, wie die Wechselbriefe des Pathens gewesen waren. Endlich rückte die Verfallzeit heran; aber da war keine Möglichkeit weder Capital, noch Interessen zu bezahlen. Der betrogene Gläubiger klagte es seinen Aeltern, und bescheinigte seine Foderung mit dem ausgestellten Wechsel, von dem aber sein Bruder durchaus nichts wissen wollte. Ich war eben zugegen. Der Vater lachte über diese leichtfertigen Betrügereyen; ich aber erschrak ungemein, weil ich beyden die Folgen übersah, die ihre Wucherey und ihre Verschwendung in künftigen Jahren haben würde. Inzwischen entschied sich, auf mein Parere, der ganze Concurs mit ein paar Ohrfeigen, die Kläger und Beklagter zu gleichen Theilen bekamen.

Ich war aber doch neugierig, zu erfahren, wo dieser kleine Bankeruttirer das erborgte Capi-

tal hin gethan hätte; und die Schuld kam auf seine jüngere Schwester, welche die Knaben unendlich liebte. Diese hatte ihm mit guten Worten, oder im Spielen, oder auch unterm Vorwande, sich einige Tändeleyen zu kaufen, das meiste von dem geborgten Gelde abzuschwatzen gewußt, und, wenn er etwann einmal unerbittlich war, ihm gedroht, der Mutter zu entdecken, daß er einen Theil davon vernascht habe. Ich erstaunte über diese gewinnsüchtige Bosheit, so sehr ihre Mutter darüber lachte. Ich drang mit Ernst darauf, daß das Mädchen vorgefodert werden mußte. Sie trat ganz unerschrocken in die Stube, läugnete die ganze Anschuldigung, fuhr ihrem dienstfertigen Bruder, der sie verrathen hatte, nach den Augen, und trotzte auf ihre Unschuld. Endlich ward ihre Sparbüchse geholt, und hier fand man das Corpus delicti. Ich, als ein strenger Richter, that den Ausspruch, daß sie dem ältern Bruder das Geld wieder geben, und ihm einen Theil seines übrigen Verlursts ersetzen sollte. ,Sie zitterte über mein Urtheil, das ich sogleich selbst vollzog, und sie bezeigte sich dabey so jämmerlich, als sich die Frau eines bankerutten Kaufmanns kaum be-

S. H. Grim̄ inv: C. G. G. ſc: 1766.

zeigen kan, welche durch ihren Aufwand, und Eigennutz ihn in dieses Unglück gestürzt hat, und wider alle Landesgesetze, und Gewohnheiten nunmehr angehalten werden soll, mit ihrem zusammengeplünderten Vermögen die betrognen Gläubiger zu bezahlen.

Ich hoffe, es soll meinen Lesern nicht schwer fallen, zu errathen, was für Rollen diese drey Geschwister in ihren ältern Jahren spielen werden.

Ich vergnüge mich oft durch die Unterredung mit einem Knaben, der bereits in seinem dreyzehnten Jahre alle Eitelkeiten eines Theatermarquis hat. Er beschäfftigt sich beständig mit der Erhaltung seiner glatten Haut, er lockt seine gelben Haare sorgfältig, und kleidet sich so reinlich, als es die Armuth seiner Aeltern erlaubt. Er lächelt immer, er verliert niemals seine kleine erobernde Miene, und so gar alsdenn sieht er noch süße und zärtlich aus, wenn er meinem alten Onkel in seine stäupenden Hände fällt. So bald er einige Kreuzer zusammen gespart hat, so kauft er sich ein Bändchen, oder eine andere dergleichen Tändeley. Er geht sehr ehrerbietig und geheimnißvoll damit um; und wenn er endlich die andern Jungen neu-

gierig gemacht hat, so läßt er sich mit vieler Mühe das Geheimniß ablocken, daß dieses Bändchen ein vertrautes Geschenk von Nachbars Lieschen sey. Er geht oft in Gedanken, sieht traurig aus, und seufzet; zu einer andern Zeit stolpert er triumphirend durch die Gasse, und läßt die armen Mädchen verzweifeln. Ich bin sein Vertrauter. Er entdeckt mir alle Anfälle, die die Mädchen auf ihn thun, und weil ich weis, daß diese Art von Narren nicht leicht anders, als durch die Zeit zu bessern ist, so lasse ich ihn ruhig in dieser Narrheit, damit er nicht in eine noch größere fallen möge. Die einzige Sorge, die ich mir dabey mache, ist seine Dreistigkeit, mit welcher er sich in die Gesellschaft von Mädchen drängt, bey denen er oft, und besonders seit einigen Wochen so unverschämt wird, daß die Mädchen im Ernste anfangen, ihn lieb zu gewinnen. Eine von ihnen, die ungefähr in seinem Alter seyn wird, ist schon so weit verführt, daß sie ihn vorgestern sehr vorsichtig auf die Hand schlug, und den losen Christel hieß.

Damit ich diesen siegenden Corydon ein wenig in der Demüthigung erhalte; so bediene ich mich der Großsprecherey eines andern Knaben, den

ich wider ihn zum Nebenbuhler aufhetze. Dieser besitzt bey der größten Feigherzigkeit dennoch, wie gewöhnlich, die Gabe, alle Welt zitternd zu machen. Wenn er auf der Gasse geht, so drückt er seinen Strohhut tief ins Gesicht, ist in seinem Anzuge unordentlich, und fährt allen Jungen in die Haare, die schwächer, oder noch furchtsammer sind, als er. Er ist so sinnreich, daß er sich alle Vorfälle zu Nutze machen, und neue Beweise seiner Tapferkeit daher nehmen kann. Er mag nun von der Treppe herab gefallen, oder von der Mutter blau geprügelt worden seyn; so erzählt er die Sache allemal zu seinem Vortheile, und versichert seine Mitschüler mit männlichen Schwüren, daß er diese Striemen bekommen, als er ein gewisses Mädchen, das er nicht nennt, einem gewissen Jungen, den er auch nicht nennen will, vor einer gewissen Hausthüre, die sie wohl selbst errathen würden, abgejagt, und sie im Triump nach Hause geführt habe.

Ich hoffe, durch diese Exempel bewiesen zu haben, daß zwischen dem Knaben und dem Manne kein Unterschied ist, als die Größe, und daß man schon aus seinen kindischen Handlungen die Thor-

heiten, oder auch die Bosheiten bestimmen kann, durch die er sich bey zunehmenden Jahren lächerlich, oder verhaßt machen wird.

Meine Leser werden sich eine ganz besondere Art des Vergnügens verschaffen, wenn sie mit kritischer Aufmerksamkeit, eben so, wie ich es in der Schule meines Onkels thue, auf ihre eignen Familien, oder auf die Kinder anderer Leute Acht haben, und urtheilen, was sich die Nachwelt von diesen jungen Bürgern zu versprechen habe. Vielleicht hat so dann diese Aufmerksamkeit auch den Nutzen, daß man die Fehler dieser Kinder durch eine desto sorgfältigere Erziehung zu bessern sucht.

Gut macht Muth.

Da das Geld alle Verdienste in sich begreift, deren ein Mensch fähig ist; so ist auch nichts natürlicher, und billiger, als der Stolz eines Menschen, welcher dergleichen baare Verdienste besitzt. Dieser einzige Umstand macht den wesentlichen Unterschied zwischen einem vernünftigen Geschöpfe,

das reich, aber geizig ist, und zwischen einem Maulesel, der die Schätze seines Herrn auf dem Buckel trägt. Dieser versteht die Kraft seiner Schätze nicht, und eben um deswillen hängt er die demüthigen Ohren: Jener versteht die Verdienste, die auf dem Gelde ruhen, und deswegen verachtet er die Armen.

Das Urtheil der ganzen Welt rechtfertigt den Stolz des Reichen. Er wird geliebt; man bemüht sich seine Freundschaft zu gewinnen; man verehret, man vergöttert ihn. Er ist von geringem Herkommen; aber er ist reich. Seine Aufführung ist so niederträchtig, wie seine Erziehung; aber er ist reich. Wenn er lacht, so lacht er wie ein Thor, und wenn er seine wichtige Amtsmiene annimmt, so sieht er wie ein Narr; aber er ist reich. Seine Bosheit, mit welcher er das Armuth niederdrückt, seine Ungerechtigkeit verdient den Strang: Kleinigkeiten! Nur ein Mensch, der die Welt nicht kennt, wird so einfältig urtheilen. Gargil, denn ich weis es doch, du meinest Gargilen, Gargil, der Sohn des vergeßnen Tagelöhners, ist hochgeboren, wohlgesittet, witzig in seinem Scherze, und verehrungswürdig in seinen Geschäfften; ein Vater der Armen,

ein Patriot: Denn Gargil ist ein Herr von Millionen!

Aber ein Unglücksfall, oder die Gerechtigkeit, welche nie zu spät erwacht, raubt diese Millionen dem trotzigen Gargil, und macht ihn ärmer, als sein Vater war: Was glaubt die Welt nun von ihm? Man erschrickt über seinen Fall! man verflucht sein Andenken, und morgen ist er vergessen!

Ein sichrer Beweis, daß man alle diese Schmeicheleyen seinem Gelde, und nicht eine einzige seiner Person gemacht hat. That Gargil wohl unrecht? wenn er sich Mühe gab, seine Schätze zu häufen; wenn er nur auf seine Schätze stolz war; wenn er zweifelte, ob Arme unter die vernünftige Geschöpfe gehörten, die seine Achtung und Vorsorge verdienen könnten?

Ich habe angemerkt, daß man wider diejenigen, welche wie Gargil denken und sammeln, die unbarmherzigsten Spötterеyen vorbringt. Nie ist der Gelehrte und der Ungelehrte in seinen Vorwürfen bitterer, als wenn er wider den Geiz und die Reichen eifert. Mich dünkt, es ist hiebey eine sehr

sehr große Ungerechtigkeit. Nicht Gargil, sondern die Welt ist an allen diesen Thorheiten Schuld. Hätte man mehr Hochachtung für die Tugend; rühmte man denjenigen, als einen verehrungswürdigen Mann, welcher durch seine Vorsorge tausend Familien glücklich zu machen sucht, welcher an seinen eignen Vortheil zuletzt, und zuerst an das Wohl dererjenigen denkt, die seiner Aufsicht empfohlen sind; wüßte die Welt diese Verdienste nach Würden zu schätzen: So würde Gargil sich eben so viel Mühe gegeben haben, tugendhaft, mitleidig, und großmüthig zu seyn. Es ist allemal leichter, tugendhaft zu seyn, als durch Laster sich empor zu schwingen. Die beruhigende Zufriedenheit, welche ein Tugendhafter bey seinen Handlungen empfindet, ist der angenehmste Lohn, von welchem der Lasterhafte nichts weis, und dessen Größe ihm doch, mitten in seiner Pracht, die empfindlichsten Vorwürfe macht. Aber Gargil verlangte, groß und angesehn zu werden; und er kam in eine Welt, welche nur die blendenden Reichthümer verehrte, die stillen Tugenden eines redlichen Herzens aber für bürgerliche Vorzüge

hielt. Wer hatte nun die meiste Schuld? Sargil, oder die Welt.

Diese ungerechten Vorurtheile der Welt sind Ursache, daß die Tugend allemal schüchtern zurücke tritt, und in dem Getümmel der reichen Thoren sich verdrängen lassen muß. Ein Mann, der die Pflichten gegen Gott, und seinen Fürsten kennt, der diese Pflichten sorgfältig beobachtet, der sie andre lehrt, der durch diese Lehren und sein Exempel dem Staate tausend gute Bürger schafft: Dieser rechtschaffne Mann lebt unbemerkt, und stirbt unbeklagt; denn er ist arm. Er hatte nicht Muth genug, sich der Welt zu zeigen: denn seine und anderer Erfahrung hatte es ihn gelehrt, daß die Welt ihn verachten müsse, so bald sie ihn erblicke.

Es kann dieses genug seyn, zu beweisen, daß das Sprüchwort: Gut macht Muth, sehr gegründet ist. Zugleich habe ich die Ursache davon angeführt; und weil ich eben nicht nöthig habe, auf die Reichen eifersüchtig zu seyn, so bin ich so gerecht gewesen, zu zeigen, daß die Schuld nicht so wohl an den Reichen, als an den Vorurtheilen der Welt liegt. Mit einem Worte: Ich

glaube, ich habe alles gethan, was man von einem unpartheyischen Moralisten verlangen kann. Nun will ich auch die andre Seite von meinem Sprüchworte ansehen, und meine Betrachtungen über diejenigen mittheilen, welche ohne Gut muthig genug, und in Gesellschaften vielmals weit unerträglicher sind, als ein hochmüthiger Reicher.

Wer ist der schmuzige Cyniker, welcher dort an seinem Pulte die Nägel kaut, und mit einer bittern Wut lächelt? Es ist der Sittenrichter, welcher die Welt verachtet, um sich an der Verachtung der Welt zu rächen. Sein zerrißner Mantel bedeckt ein stolzeres Herz, als unter manchem Ordensbande nicht bedeckt liegt. Er ist eben derjenige, der am meisten wider die eifert, welche Verdienste nicht belohnen, da sie doch die Gewalt hätten, ihn aus seinem gelehrten Staube hervorzuziehen. Ihm fehlt Geburt, Glück, und Geschicklichkeit, sich durch Fleiß und gefälligen Umgang beliebt zu machen. Er spottet also über die Pracht der Großen, und nennet sie glänzende Thoren, um einen Vorzug verächtlich zu machen, der ihm mangelt. Haben diese Reichen ein Vorrecht vor ihm, glücklich

zu seyn? Versteht wohl einer von ihnen die gelehrten Sprachen, die unser Timon besser versteht, als seine Muttersprache? Die Sitten der Griechen sind ihm bekannter, als die Sitten der Zeiten, in denen er lebt. Wagt es einmal, und laßt euch mit ihm an seinem Pulte in eine Unterredung ein: Er wird eure Unwissenheit beschämen; er wird euch mit Syllogismen stumm machen, die ihr nicht einmal zu nennen wißt. Ihr werdet auf seiner Studierstube eben so unwissend und albern vor ihm da stehen, als er in eurem Vorzimmer vor euch zittert. Sind dieses nicht Verdienste genug, welche belohnt werden sollten, welche dem Timon ein Recht geben, bey seiner gelehrten Armuth stolz zu seyn, und Muth genug zu haben, die Eitelkeit der prächtigen Elenden zu verachten, welche weder Griechisch noch Latein verstehn, welche den Hektor für eine große Dogge halten, welche sich einbilden, bindig zu denken, und doch nicht einmal wissen, in welcher Form sie denken, welche bey aller dieser Unwissenheit dennoch das prächtige Glück genießen, das nur der weise Timon genießen sollte, wenn der Himmel gerecht, und die Welt erkenntlich wäre? Mitten

in seiner Armuth ist Timon so muthig, daß er mit dem Himmel und der Welt zankt; daß er auf sein Elend stolz ist, von welchem er sich nicht los zu wickeln weis.

Man glaube nur nicht, daß Timon beständig so großmüthig gedacht hat. Der erste Schritt, den er aus der Schule in die Welt that, war, seinen Wünschen und seiner Einbildung nach, der Schritt zu Reichthum und Ehre. Er kroch betteInd vor den Füssen dererjenigen herum, die itzo sein pedantischer Stolz verachtet. Er suchte ihren Beyfall auf eine niederträchtige Art zu gewinnen. Er rühmte ihre Verdienste, und ihren Verstand; zwo Sachen, die er ihnen itzt gar abspricht. Die Sprache der Götter, welche bey uns der Misbrauch zur Sprache der Bettler gemacht hat, war diejenige, die er mit ihnen am liebsten redete, weil sie gemeiniglich baar bezahlt wird. Er beunruhigte die Asche der alten Helden, um wenigstens einen zu finden, mit dem er seinen Mäcenat vergleichen könnte. Nur der Nachwelt sang er dessen Ruhm vor: Die Nachwelt horchte erstaunt, wenn

er sang; und sein unempfindlicher Mäcenat schlief darüber ein. Mit einem Worte: Timon erlangte seinen Zweck nicht. Er schmeichelte zwar, aber nicht in der Sprache des Hofs; die Sprache eines Pedanten war es. Dieses machte ihn lächerlich; und weil er nicht leiden wollte, daß man über ihn spottete, und ihn mit seiner Weisheit zum Narren machte, (ein Weg, welcher zu seinem Glücke der nächste hätte seyn können,) so verließ er murrend den undankbaren Hof, verschloß sich bey seinem Pulte, fühlte seinen Hunger, aber auch seinen Werth, hüllte sich also stolz in seine eigne Gelehrsamkeit ein, und verachtete den erlauchten Pöbel; denn so nannte er diejenigen, deren Glück er besungen hatte, und nunmehr beneidete. Zwar anfangs kam es ihm schwer an, etwas zu sagen, was wider seine eigne Empfindung war; Aber die fortdauernde Verachtung, und die Gewohnheit, dergleichen täglich zu sagen, hat es bey ihm so weit gebracht, daß er sich beredet, er eifre mit Ueberzeugung, und aus einer philosophischen Großmuth. Nun ist er bey seiner Armuth stolz, und verachtet alle diejenigen, welche in Ansehen und Ueberflusse leben.

Diese Anmerkung ist der wahre Schlüssel zu den meisten Satiren wider den Reichthum, und das Glück der Großen.

Diejenigen, welche reich gewesen, und durch verschiedne Unglückfälle arm geworden sind, gehören auch zu denen, die wider den Reichthum eifern. Sie haben ihre Schätze verloren; aber den Muth haben sie noch behalten, andre zu verachten. Wider die Armen dürfen sie ihre Verachtung nicht äussern; denn sie sind selbst arm geworden: Sie verachten also die Reichen, wie Timon, und mit viel stärkerer Bitterkeit, als er, da sie wirklich dasjenige genossen haben, was jener nur wünschte. Das traurige Andenken ihres vorigen Glücks macht sie wütend, so, wie der Haß eines Renegaten weit unversöhnlicher ist, als der Haß eines geboren Muselmanns.

Zu diesen beyden Exempeln von dem Muthe der Armen, will ich noch das dritte nehmen.

Ein Mann, der seine Pracht nur durch das erborgte Geld seiner betrognen Gläubiger unter-

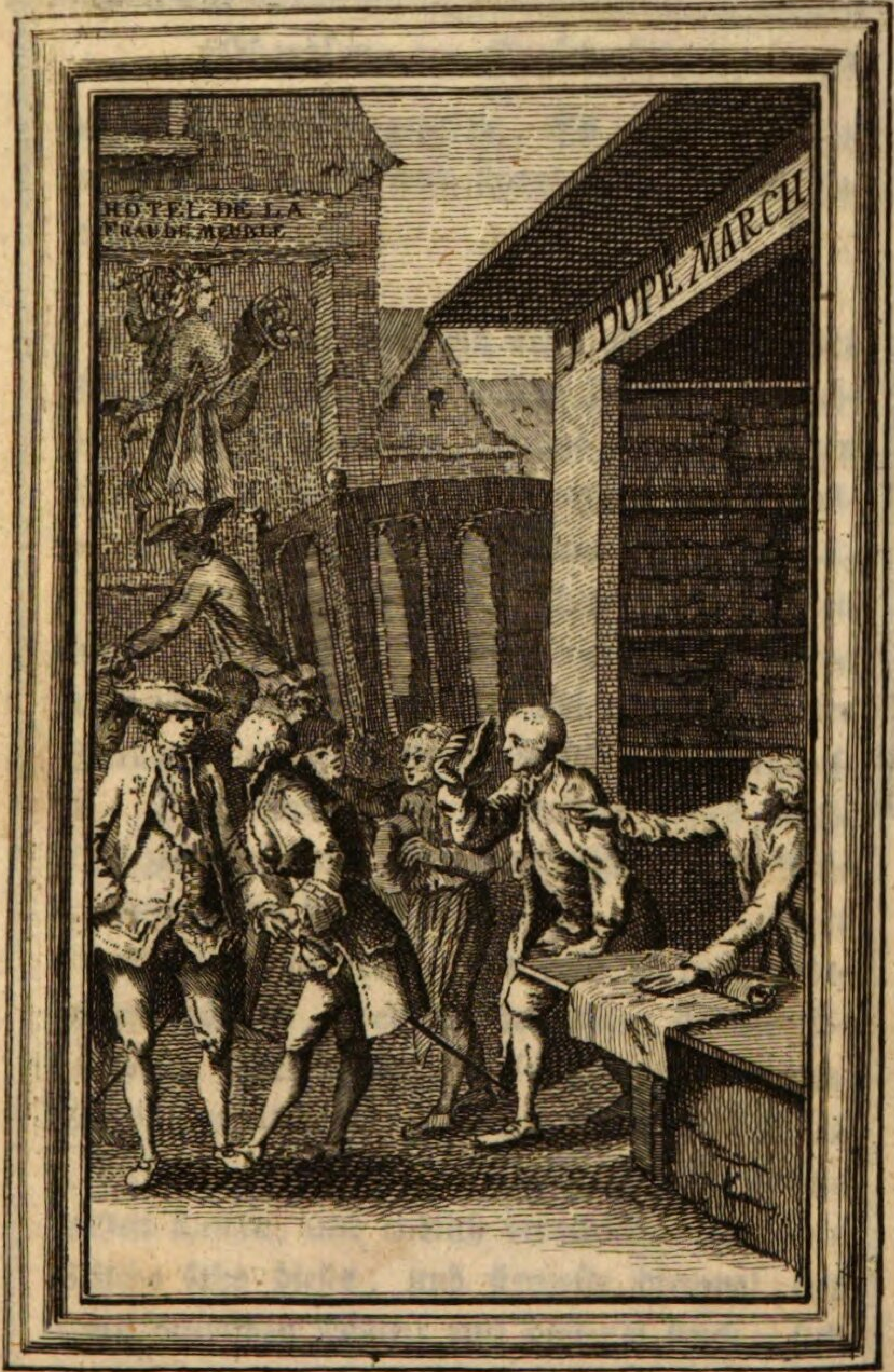
hält, ist, wie mich dünkt, unendlich ärmer, als ein Mann, der gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden hat; und dennoch ist der Muth dieses prächtigen Armen weit unerträglicher, als der Muth eines Reichen.

Ich rede hier von jenem Manne, der die vornehme Kunst gelernt hat, die einfalt, oder auch den Wucher seiner Mitbürger zu nutzen, und Geld zu borgen, ohne das Vermögen, oder auch nur den Willen zu haben, es jemals wieder zu bezahlen. Anfangs gab er sich Mühe, sich den nöthigen Credit durch eine ordentliche und eingeschränkte Wirthschaft zu erwerben. Es gelung ihm, und man hielt ihn für reich, weil er beständig über schwere Zeiten, und die geringe Verlassenschaft klagte, die er von seinen Aeltern überkommen hätte. Er läugnete nicht, daß er Schulden habe; allein er brauchte die Vorsicht, daß er im Stillen borgte, und mit vielem Geräusche dadurch alte Schulden bezahlte. Dieses öffnete ihm die Beutel seiner Freunde, seiner Clienten, und aller Wucherer. Nun fieng er an, seine Mienen zu ändern. Er verschwendete mit großer Pracht. Sei-

ne Freunde genossen seine Verschwendung, und zogen ihren Beutel zurück. Seine Clienten zuckten die Achseln, und verloren dadurch ihren Mäcenaten, ihr Geld und ihre Hoffnung. Aber die Wucherer drängten sich zu ihm, und hofften bey seinem Untergange Beute zu machen, so, wie etwan ein christlicher Räuber am Strande*, unter dem Schutze seiner Gesetze, unglückliche Reisende plündert, welche an seinem Ufer gescheitert sind.

Aber die Wuchrer haben an ihm einen Mann gefunden, der ihrer werth ist. Sie fordern ihr Geld; aber eher werden sie den Proteus fest halten, als diesen Schuldner. Er empfängt sie mit offnen Armen, oder er läßt sich auch verläugnen; er schmeichelt, er ist frostig; er bittet freundschaftlich, er trotzt; er küßt sie, er wirft sie auch wohl die Treppe herab; er zeigt ihnen neue Hoffnung, oder auch den großen Verlust: Alles, wie er es nach Beschaffenheit der Gläubiger, und der Zeit für gut befindet. Nun weis alle Welt, daß er ein Betrüger ist; aber für desto nöthiger hält er es nunmehr, durch einen unverschämten Hoch-

muth sein schlechtes Spiel zu verstecken. Er wirft sich mit einer stolzen Miene in seinen vergoldeten Wagen, und rollt durch die Gassen der Stadt. Der ehrliche Handwerksmann, dem er den Wagen noch nicht bezahlt hat, bückt sich demüthig vor seinem Wagen, und kaum wird er gesehn. Er fährt vor dem Laden des Kaufmanns vorbey, den er in voriger Messe um das reiche Kleid betrog, das er itzt an hat. Der Kaufmann grüßt ihn trotzig; aber sein vornehmer Schuldner lächelt ihn freundschaftlich an: denn im künftigen Monate ist große Gala, und er braucht ein neues Kleid. In diesem Augenblicke kömmt der Prinz gegangen. Unser Hofmann springt aus dem Wagen, küßt ihm die Hand, und sagt ihm eine wichtige Kleinigkeit ins Ohr; der Prinz lächelt und geht fort. Das sieht der unzufriedne Kaufmann. Einen Herrn, den der Prinz anlächelt, muß man zur Kunde behalten. Er grüßt Seine Excellenz demüthig, und bedauert, daß seine Waaren ihm gar nicht mehr anständig sind. Dieser eigennützige Wunsch wird endlich in Gnaden erhört, und ein neues Kleid ausgenommen, und ihm zwar kein Geld, aber neue Versicherung vom Schutze und



S.H. Grimm inv. C.G. Guttenb. sc.

hohem Wohlwollen gegeben. So muthig ist dieser Elende, wecher weit ärmer ist, als sein Bedienter.

Ich erinnere mich bey dieser Geschichte eines Gesetzes, welches, nach unsern Familiennachrichten, mein Urältervater, Sancho Panßa, seinen glücklichen Unterthanen zu Barataria geben wollte. Schon am ersten Tage seiner Regierung hatte er wahrgenommen, wie nachtheilig dem gemeinen Wesen dergleichen Schuldner sind, welche durch ihre Person, und ihre Art zu leben, dieser Betrügerey ein verführendes Ansehn zu geben wissen. Der Handwerksmann verliert seinen nothdürftigen Unterhalt, und wird wider seinen Willen unter einer Last von Schulden gedrückt, die er niemals bezahlen kann, und doch ehrlich zu bezahlen wünscht, weil er ein armer Handwerksmann ist. Der Credit, welcher in einer Handlung so unentbehrlich ist, verliert sich, so bald es erlaubt ist, ungestraft zu betrügen. Die Gesetze werden stumm, und endlich verachtet. Der große Sancho sahe dieses, und stampfte dreymal mit seinen krummen Füssen; und dreymal strich er sich

zornig den Bart, und schwur bey der heiligen Hermandad, dieses schändliche Geschlecht zu demüthigen, ja, wo möglich, von seiner Insel zu vertilgen. Er würde es gewiß gehalten haben; aber diese Feinde waren ihm zu mächtig. Man erfuhr sein Vorhaben; und die größten Häuser verschwuren sich wider ihn. Mit einem Worte: der patriotische Sancho mußte fliehen. Die Welt weis diese traurige Geschichte seiner Flucht; mir ist es zu empfindlich, sie zu erzählen. Aber ich, als sein Nachkomme, bin es seinem Andenken schuldig, das Project bekannt zu machen, das ich wegen dieses rühmlichen Vorhabens unter meinen Papieren finde. Er wollte nämlich, daß die Gläubiger eines solchen allgemeinen Schuldners aus der Casse des Landes bezahlt werden sollten; aber dafür sollten diese losgekauften Schuldner Knechte des Landes seyn, niemals die Freyheit haben, den Hut auf der Straße aufzusetzen, und wenn ihnen einer von ihren alten Gläubigern begegnete, diesem, und wäre es auch der geringste Handwerksmann, kniend die Hand küssen, und seine Befehle erwarten.

So groß mein Eifer für die Gerechtigkeit ist, so nahe geht mir es doch, wenn ich an dieses unglückliche Project gedenke. Ohne dieses würde Sancho Regent geblieben seyn. Seine Herrschaft wäre ohne Zweifel erblich, seine Kinder würden Grandes und Bischöfe geworden seyn, und ich ‒ ‒ ‒ wenigstens würde ich doch nicht nöthig gehabt haben, mich als Autor so kümmerlich zu nähren!

Anzeige

wegen den Kupfern zum 6ten Theil.

Num. 20.	gehört zu Seite . .	71.
Num. 21.	. .	90.
Num. 22.	. .	95.
Num. 23.	. .	110.
Num. 24.	. .	165.
Num. 25.	. .	202.
Num. 26.	. .	218.
Num. 27.	. .	236.
Num. 28.	. .	250.
Num. 29.	. .	258.
Num. 30.	. .	266.
Num. 31.	. .	282.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabener, Gottlieb Wilhelm, 1714-1771

Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren

Bd.: 6.

Bern (1766)

P.o.germ. 1113 m-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116619-8
VD18 90216504